

DOSTOJEVSKY
DIE
BRÜDER
KARA
MASOFF

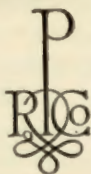
Full

Arendt
PG
3327
.G5
B7
1952

Dostoyevsky, Fyodor
F. M. DOSTOJEWSKI

DIE BRÜDER KARAMASOFF

Roman in vier Teilen
mit einem Epilog



R. PIPER & CO VERLAG
MÜNCHEN

BRAD CO
ANNAPOLIS

Ein Vorwort vom Verfasser

Jetzt, wo ich im Begriff bin, mit der Lebensgeschichte meines Helden Alexei Fjodorowitsch Karamásoff zu beginnen, kommen mir doch gewisse Bedenken. Und zwar: weil ich, obschon ich diesen Alexei Fjodorowitsch meinen Helden nenne, doch selber weiß, daß er keineswegs ein sozusagen großer Mann ist, und deshalb sehe ich auch schon unausbleibliche Fragen voraus in der Art folgender: »Wodurch ist denn Ihr Alexei Fjodorowitsch so bemerkenswert, daß Sie ihn zu Ihrem Helden erkoren haben? Was hat er besonderes vollbracht? Wem ist er bekannt und wodurch bekannt? Weshalb soll ich, der Leser, meine Zeit daran wenden, die Ereignisse seines Lebens kennen zu lernen?«

Die letzte Frage ist die peinlichste, denn hierauf kann ich nur antworten: »Vielleicht werden Sie das selbst aus dem Roman ersehen.« Doch wie nun, wenn man den Roman durchliest und es nicht ersieht und nicht zugeben mag, daß mein Alexei Fjodorowitsch doch bemerkenswert sei? Ich sage das, weil ich mit Kummer voraussehe, daß es so kommen werde. Für mich ist er bemerkenswert, aber ich weiß wirklich nicht und bezweifle es selbst, ob es mir gelingen wird, auch den Leser von seinem Wert zu überzeugen. Die Sache ist nämlich die, daß er, obschon er schließlich auch ein Wirkender ist, doch ein unbestimmt Wirkender, also gewissermaßen unklar oder unausgesprochen bleibt. Übrigens wäre es auch sonderbar, in einer Zeit wie der unsrigen von den Menschen Klarheit zu verlangen. Eines ist indes wohl unbestreitbar:

daß er ein seltsamer Mensch, ja, fast sogar ein Sonderling ist. Doch Seltsamkeit und Wunderlichkeit schaden ja eher, als daß sie das Recht geben, beachtet zu werden, besonders dann, wenn das Streben aller schließlich doch dahin geht, die Einzelnen wieder zu vereinen, zu einem Ganzen zusammenzufassen und wenigstens irgendeinen verbindenden Sinn, eine gemeinsame Aufgabe in der allgemeinen Planlosigkeit zu finden. Ein Sonderling aber ist doch in der Mehrzahl der Fälle nur eine Ausnahme, ein abgesplitterter Einzelner, der für sich allein existiert. Ist es nicht so?

Sehen Sie, wenn Sie mit dieser letzten These nicht einverstanden sein sollten und mir etwa antworteten: »Nein, so ist es nicht!« oder: »Nicht immer ist es so!« dann würde ich vielleicht noch Mut fassen in betreff der Bedeutung meines Helden Alexéi Fjódorowitsch. Denn ein Sonderling ist nicht nur »nicht immer« eine Ausnahme und ein Einzelner, der für sich allein existiert, sondern es pflegt, im Gegenteil, vorzukommen, daß womöglich gerade er manchmal das Innerste, das Mark des Ganzen in sich trägt, während sich die übrigen Menschen seiner Epoche alle aus einem unbekanntem Grunde, gleichsam durch einen irgendwoher herüberwehenden Wind, zeitweilig vom Mark losgerissen haben . . .

Ich würde mich übrigens auf diese äußerst wenig fesselnden und unklaren Erklärungen gar nicht eingelassen und ganz einfach ohne Vorwort angefangen haben: gefällt es, wird man es auch so zu Ende lesen; doch das Unglück liegt eben darin, daß ich nur *eine* Lebensgeschichte, dabei aber *zwei* Romane habe. Der Hauptroman ist der zweite, — er beschreibt das Wirken meines Helden schon in unserer Zeit, gerade in unserer laufenden Gegenwart. Der erste Roman jedoch trug sich bereits vor dreizehn Jahren zu und ist eigentlich nicht einmal ein Roman, sondern bloß ein Ausschnitt aus der ersten Jugendzeit meines Helden. Diesen ersten Roman kann ich nicht umgehen, da sonst im zweiten Roman vieles unverständlich bliebe. Aber auf diese Weise werden meine ursprünglichen Bedenken noch verwickelter: wenn selbst ich,

Schließlich gelang es ihm irgendwie, seiner Flüchtigen auf die Spur zu kommen. Die Arme befand sich in Petersburg, wohin sie mit ihrem Seminaristen gefahren war und wo sie sich fessellos der größten Emanzipation ergab. Fjodor Pawlowitsch traf sofort große Anstalten, ihr nach Petersburg nachzureisen. Wozu aber? — das wußte er natürlich selbst nicht. Vielleicht wäre er damals auch wirklich abgereist, aber nachdem er einen so großen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sich sofort vollkommen berechtigt, zur Stärkung auf einen so weiten und schweren Weg sich vorher noch uferloser Zecherei hinzugeben. Und gerade an einem dieser Tage erhielt dann die Familie seiner Frau die Nachricht von ihrem Tode in Petersburg. Sie war ganz plötzlich gestorben, irgendwo in einer Dachkammer, nach dem einen Gerücht am Typhus, nach anderen Gerüchten sei sie sozusagen verhungert. Als der gerade betrunkene Fjodor Pawlowitsch die Nachricht vom Tode seiner Frau erhielt, soll er auf die Straße hinausgelaufen sein, die Hände wie zum Dank zum Himmel emporgehoben und laut ausgerufen haben: »Also hast du mich heute erlöset!« — Andere aber sagen, er habe wie ein kleines Kind geweint, und zwar so sehr, daß man mit ihm trotz der Verachtung Mitleid habe empfinden können. Es ist sehr leicht möglich, daß sowohl das eine wie das andere wahr ist, daß er sich über seine Befreiung von ihr gefreut und zu gleicher Zeit über ihren Tod geweint hat — beides zugleich. Meist sind ja die Menschen, sind sogar Bösewichter viel naiver und aufrichtiger, als wir es im allgemeinen von ihnen annehmen. Ja und wir selber sind es doch gleichfalls.

II

Der erste Sohn ward abgeschüttelt

Man kann sich natürlich vorstellen, was für ein Erzieher und Vater ein solcher Mensch zu sein vermochte. Fjodor Pawlowitsch vergaß das Kind vollständig, doch nicht etwa

Ländereien unseres berühmten Klosters, mit dem Miussoff schon in jungen Jahren, kaum daß er sein Erbe angetreten, sofort einen Prozeß begonnen hatte (wegen irgendwelcher Fischereirechte im Fluß oder wegen des Holzfällens in einem Walde, ich weiß es nicht mehr genau), da er als aufgeklärter Mensch es selbstverständlich für seine staatsbürgerliche Pflicht hielt, mit den »Pfaffen« zu prozessieren. Als er nun damals das Schicksal der Adelaïda Iwanowna, deren er sich natürlich noch sehr gut erinnerte und für die er sich früher sogar interessiert hatte, erfuhr und von ihrem Söhnchen Mitja hörte, beschloß er sofort, sich trotz seines heftigen Unwillens über Fjodor Pawlowitsch in die Sache einzumischen. Bei der Gelegenheit geschah es dann, daß er Fjodor Pawlowitsch zum erstenmal sah und kennenlernte. Er erklärte sich bereit, die Erziehung Mitjas auf sich zu nehmen. Noch lange nachher erzählte er, gewissermaßen zur Charakterisierung Fjodor Pawlowitschs, dieser habe, als er ihm von Mitja gesprochen, ein Gesicht gemacht, als ob er überhaupt nicht verstehen könne, von welchem Kind die Rede sei, und sei sogar sichtlich sehr erstaunt gewesen, zu hören, daß bei ihm im Hause irgendwo ein kleiner Sohn lebe. Wenn Pjotr Alexandrowitsch in seiner Erzählung auch übertrieben haben mag, so kann doch etwas Wahres daran gewesen sein. Außerdem aber liebte es Fjodor Pawlowitsch tatsächlich, sich plötzlich zu verstellen oder eine ganz unerwartete Rolle zu spielen, und zwar, was das Wichtigste ist, ohne daß die geringste Notwendigkeit dazu vorhanden gewesen wäre, mitunter sogar zu seinem eigenen Nachteil, wie hier zum Beispiel. Dieser Zug ist übrigens vielen Leuten eigen und sogar sehr klugen Leuten, nicht nur solchen wie Fjodor Pawlowitsch. Miussoff führte die Sache mit Eifer durch und wurde sogar als Vormund des Knaben eingesetzt (zusammen mit Fjodor Pawlowitsch), da doch dem Kleinen nach dem Tode der Mutter immerhin noch das kleine Gut und das Haus verblieben. Mitja siedelte denn auch wirklich in das Haus Pjotr Alexandrowitschs über; dieser aber hatte keine Familie, und da er selbst, nachdem

seine zweite Frau, war gleichfalls noch sehr jung, als er sie heiratete. Er hatte sie in einem andern Gouvernement kennengelernt, wohin er wegen eines Geschäfts mit einem Jüdchen gefahren war, denn wenn Fjodor Pawlowitsch auch unsolide und ausschweifend lebte und viel trank, so hörte er doch nie auf, für die vorteilhafte Umsetzung seines Kapitals zu sorgen und überall gute Geschäftchen zu machen, wenn auch fast immer auf leicht betrügerische Weise. Ssófja Iwánowna war als Tochter eines kleinen Diakons und Ganzwaise in dem reichen Haus ihrer Wohltäterin, Erzieherin und Peinigerin, der angesehenen alten Witwe eines Generals Wórochhoff, aufgewachsen. Ausführlicheres über sie weiß ich nicht, nur hörte ich, daß man dieses Pflegekind, das sanft, ohne Bosheit und schüchtern war, einmal in der Bodenkammer aus einer Schlinge befreit hatte — so schwer war es dem Mädchen geworden, die Launen und ewigen Vorwürfe der offenbar bösen alten Dame zu ertragen, die sich aber wohl nur vom Nichtstun zu einer so unerträglichen, launischen Tyrannin entwickelt hatte. Fjodor Pawlowitsch warb um die Hand der Waise; man zog Erkundigungen über ihn ein und setzte ihn vor die Tür. Da schlug er denn der Waise, wie bei seiner ersten Heirat, eine Entführung vor. Es ist sehr möglich, daß auch sie ihm um nichts in der Welt gefolgt wäre, wenn sie Näheres über ihn erfahren hätte. Aber sie lebte ja in einem andern Gouvernement, und was hätte denn auch ein sechzehnjähriges Mädchen von alldem verstanden, ganz abgesehen davon, daß sie damals vorgezogen hätte, ins Wasser zu gehen, als es noch länger bei ihrer Wohltäterin auszuhalten. So vertauschte denn die Ärmste ihre Wohltäterin gegen einen Wohltäter. Fjodor Pawlowitsch, oder vielmehr seine Frau, bekam diesmal keine Kopeke Mitgift, da die Generalin über die Entführung in Wut geriet und nichts gab und sie obendrein noch beide verfluchte; er rechnete aber auch nicht darauf, sondern berauschte sich an der eigenartigen Schönheit dieses zarten Mädchens und vor allem an ihrem unschuldigen Gesichtsausdruck, der ihn, den Lüstling, der bis dahin nur der lasterhafte Liebhaber

verderbnis kann man das nicht gut nennen, ein wirklicher innerer Zynismus ist es auch nicht, wohl aber ist es ein äußerer Zynismus, den man oft für elegant, »schneidig« und nachahmenswert hält. Als man nun bemerkte, daß »Aljóscha Karamásoff«, wenn man »davon« sprach, sich immer die Ohren zuhielt, versammelte man sich um ihn und riß ihm mit Gewalt die Hände fort und schrie ihm dann Gemeinheiten in beide Ohren: er suchte sich loszureißen, wälzte sich auf dem Fußboden, suchte sich zu verstecken und zu bedecken, ertrug aber, ohne ein Wort zu erwidern, ohne zu schreien, schweigend die Beleidigung. Zu guter Letzt ließen sie ihn denn auch in Ruh und neckten ihn nicht mehr als »das Mädchen«, sahen aber in *der* Beziehung doch mit Bedauern auf ihn herab. Als Schüler war er einer von den besten, aber niemals war er der Klassenerste.

Als Polenoff starb, blieb Aljóscha noch zwei Jahre auf dem Gymnasium der Gouvernementsstadt. Die untröstliche Witwe Jefim Petrowitschs begab sich sofort nach dessen Tod, und zwar auf lange Zeit und mit ihrer ganzen Familie, die nur aus Personen weiblichen Geschlechts bestand, nach Italien. Aljoscha kam zu zwei Damen, die er noch nie gesehen hatte, zu entfernten Verwandten Jefim Petrowitschs; unter welchen Bedingungen, das wußte er selbst nicht. Charakteristisch, und sogar im höchsten Grad kennzeichnend war diese Eigenschaft an ihm, daß er sich niemals darum bekümmerte, auf wessen Kosten er lebte. Darin war er das vollständige Gegenteil seines älteren Bruders Iwan Fjodorowitsch, der die ersten zwei Jahre auf der Universität Not litt und sich durch eigene Arbeit erhielt, und der es von Kindheit an immer bitter empfunden hatte, daß er auf Kosten eines Wohltäters lebte. Diese sonderbare Charaktereigenschaft Aljoschas konnte man indes nicht streng verurteilen, denn jeder, der ihn nur etwas näher kennenlernte, war sofort überzeugt, daß Alexei unbedingt zu jenen gleichsam einfältigen Jünglingen gehörte, die, wenn ihnen plötzlich, sagen wir, ein ganzes Vermögen zufiele, nicht zögern würden, es auf die erste Anspielung hin

wegzugeben, sei es zu einem guten Zweck oder einfach einem geschickten Schwindler, der sie darum bat. Ja, und überhaupt kann man sagen, daß er den Wert des Geldes gar nicht kannte (natürlich nicht im wörtlichen Sinn). Wenn man ihm Taschengeld gab, um das er niemals selbst bat, so wußte er wochenlang nicht, was er damit anfangen sollte, oder er gab es sofort und ohne zu überlegen aus. Pjotr Alexandrowitsch Miussoff, ein Mensch, der in Geldsachen und bürgerlichen Ehrlichkeitsbegriffen sehr empfindlich war, sprach über Alexei einmal folgenden Aphorismus aus: »Das ist vielleicht der einzige Mensch auf der Welt, der, wenn man ihn allein und ohne Geld auf einem Platz einer ihm unbekanntem Millionenstadt zurücklasse, weder zugrunde gehen, noch vor Kälte oder Hunger sterben würde, denn irgendwer würde ihm sofort zu essen geben, ihn sofort unterbringen und versorgen, oder wenn das den anderen nicht gelänge, so würde er sich selber sogleich unterbringen, und zwar ohne daß er sich auch nur anzustrengen brauchte oder sich erniedrigen müßte und ohne daß er dem Gönner zur Last fiele, im Gegenteil, man würde sich noch ein Vergnügen daraus machen, ihm zu helfen.«

Das Gymnasium beendete er nicht; er hatte noch ein ganzes Jahr vor sich, als er plötzlich seinen Damen erklärte, daß er wegen einer Sache, die sich in seinem Kopf festgesetzt hatte, zu seinem Vater fahren müsse. Die Damen waren sehr betrübt und erschrocken darüber und wollten es ihm zuerst nicht gestatten. Die Fahrt kostete nicht viel, aber die Damen erlaubten ihm nicht, seine Uhr zu dem Zweck zu versetzen — ein Geschenk, das er als Andenken von der Familie seines Wohltäters vor ihrer Abreise ins Ausland erhalten hatte — und statteten ihn selbst nicht nur reichlich mit Geld, sondern auch noch mit neuen Kleidern und guter Wäsche aus. Er gab ihnen aber die Hälfte des Geldes zurück und erklärte, daß er unbedingt dritter Klasse fahren wolle. Als er dann in unserem Städtchen angekommen war, antwortete er auf die erste Frage seines Vaters: »Wozu hast du dich denn herbege-

Schürhaken hinunterziehen, denn wenn man nicht einmal mich hinunterzieht, wer soll dann überhaupt noch gezogen werden, und wo bliebe dann die Gerechtigkeit in der Welt? Il faudrait les inventer, diese Schürhaken, speziell für mich, für mich allein, denn, ach, Aljoscha! — wenn du wüßtest, was ich für ein Schandkerl bin! . . .«

»Aber dort gibt es doch gar keine Schürhaken«, sagte still und ruhig Aljoscha, der den Vater ernst betrachtete.

»Stimmt, nur Schatten von Schürhaken. Ich weiß, ich weiß. Das ist, wie ein Franzose die Hölle beschreibt: J'ai vu l'ombre d'un cocher qui avec l'ombre d'une brosse frottait l'ombre d'une carrosse. Aber woher weißt du denn, mein Täubchen, daß es dort keine Schürhaken gibt? Bleib mal erst ein bißchen bei den Mönchen, dann wirst du schon was andres anstimmen, wirst piepsen, wie die Alten singen. Doch, übrigens, geh nur hin, wenn du willst, trachte, bis zur Wahrheit vorzudringen, und komm dann her erzählen: es wird immerhin leichter sein, ins Jenseits abzugehen, wenn man genau weiß, wie's dort eigentlich zugeht. Und dort bei den Mönchen ist's auch anständiger für dich als hier bei mir, dem alten Trinker, und den Mädels . . . wenn auch dich, wie einen Engel, nichts berührt. Nun, vielleicht wird dich auch dort nichts berühren, nur darum erlaube ich's dir doch, weil ich eben darauf hoffe. Deinen Verstand hat doch nicht der Teufel aufgefressen. Wirst entflammen und erlöschen, gesund werden und zurückkommen. Ich aber werde dich erwarten. Fühle ich doch, daß du der einzige Mensch auf der ganzen Welt bist, der mich nicht verurteilt hat, du mein lieber Junge, das fühle ich doch, wie soll ich denn das nicht fühlen! . . .«

Und er begann sogar zu flennen. Er konnte auch sentimental werden. Er war boshaft und sentimental zugleich.

Die Startzen

Vielleicht wird nun der eine oder andere meiner Leser denken, Aljoscha Karamasoff sei ein kränklicher, ekstatischer, dürftig entwickelter Jüngling gewesen, ein bleicher Träumer, ein blutarmer, saft- und kraftloser Mensch. Im Gegenteil: Aljoscha war zu der Zeit schon ein stattlicher neunzehnjähriger junger Mann mit hellem, offenem Blick und glühte fast vor Gesundheit. Er war sogar sehr hübsch, prächtig gewachsen, schlank, von mittelhoher Gestalt, dunkelblond, das Gesicht von einem regelmäßigen, etwas länglichen Oval, in dem die glänzenden, dunkelgrauen Augen weit auseinander lagen, war sehr nachdenklich und — wenigstens schien es so — sehr ruhig. Man wird vielleicht sagen, daß rote Wangen weder Fanatismus noch Mystizismus ausschließen; ich aber glaube, daß Aljoscha mehr als sonst jemand Realist war. O, versteht sich, im Kloster glaubte er unbedingt auch an Wunder, doch meiner Meinung nach machen Wunder einen Realisten niemals irre. Nicht Wunder führen den Realisten zum Glauben. Wenn der echte Realist ungläubig ist, wird er immer die Kraft und die Fähigkeit in sich finden, an Wunder nicht zu glauben; wenn aber das Wunder vor ihm zur unabwiesbaren Tatsache wird, so wird er eher seinen Sinnen nicht trauen, als daß er die Tatsache zugäbe. Oder gibt er sie auch einmal zu, so wird er sie doch nur als ganz natürlichen Vorgang zugeben, der ihm nur bis dahin noch unbekannt war. Im Realisten wird der Glaube nicht durch das Wunder hervorgerufen, sondern das Wunder durch den Glauben. Wenn der Realist einmal glaubt, so muß er gerade infolge seines Realismus unbedingt auch das Wunder zugeben. Der Apostel Thomas sagte, daß er nicht eher glauben werde, als bis er selbst sähe, als er aber sah, da rief er: »Mein Herr und mein Gott!« Machte ihn das Wunder glauben? Wahrscheinlich nicht, sondern er glaubte ausschließlich darum, weil er

glauben wollte, und vielleicht glaubte er in seinem Innersten schon damals vollkommen, als er sagte, er werde nicht eher glauben, als bis er selbst sähe.

Oder vielleicht wird man sagen, Aljoscha sei stumpfsinnig gewesen, unentwickelt, habe das Gymnasium nicht beendet usw.. Letzteres ist allerdings wahr, doch wäre es eine große Ungerechtigkeit, zu sagen, er sei stumpf oder dumm gewesen. Ich wiederhole, was ich schon einmal gesagt habe: der einzige Grund, warum er diesen Weg einschlug, war der, daß nur dieser Weg allein auf ihn damals einen tiefen Eindruck machte und ihm mit einem Mal das Ideal eines Auswegs zeigte für seine leidenschaftlich aus der Finsternis zum Licht strebende Seele. Jetzt bedenke man noch, daß er seinem Alter nach teilweise schon unserer neuen Zeit angehörte, also schon von Natur ehrlich war, nach Wahrheit verlangte, sie suchte, an sie glaubte und mit der ganzen Kraft seiner Seele der Wahrheit unmittelbar teilhaftig werden wollte, sich nach einer Heldentat sehnte, und zwar mit dem unbedingten Wunsch, für diese Wahrheit, für die er eintrat, womöglich alles, selbst das Leben zu opfern. Nur sehen diese Jünglinge leider nicht ein, daß das Opfer des Lebens in den meisten Fällen vielleicht das leichteste von allen Opfern ist, und daß, zum Beispiel, von seinem jugendlich schäumenden Leben fünf oder sechs Jahre schwerem, mühsamem Studium der Wissenschaft zu opfern — und wenn auch nur, um in sich die Kraft zur Förderung dieser Wahrheit und zur Ausführung dieser Heldentat, für die man schwärmt und die zu erfüllen man sich vorgenommen hat, zu verzehnfachen —, daß solch ein Opfer vielen von ihnen weit über ihre Kräfte geht. Aljoscha erwählte bloß den Weg, der allen andern entgegengesetzt war, doch tat er das mit dem gleichen heißen Verlangen nach einer schnellen Heldentat. Kaum war er in ernstem Nachdenken bestürzt von der Überzeugung ergriffen und erschüttert worden, daß es Unsterblichkeit und Gott gibt, als er sich natürlich sofort sagte: »Ich will für die Unsterblichkeit leben, auf einen halben Kompromiß gehe ich nicht ein!«

Ebenso wäre er, wenn er sich überzeugt hätte, daß es Unsterblichkeit und Gott nicht gibt, sofort zu den Atheisten und Sozialisten übergegangen (denn der Sozialismus ist nicht nur eine Arbeiterfrage oder eine Frage des sogenannten vierten Standes, sondern hauptsächlich eine atheistische Frage, die Frage der gegenwärtigen Inkarnation des Atheismus, die Frage des babylonischen Turmes, der ausdrücklich ohne Gott gebaut wird, nicht zur Erreichung des Himmels von der Erde aus, sondern zur Niederführung des Himmels auf die Erde). Es schien Aljoscha sogar sonderbar und unmöglich, so weiter zu leben. Es steht geschrieben: „Verteile dein Gut und folge mir nach, wenn du vollkommen sein willst.“ Und so sagte sich denn auch Aljoscha: »Ich kann doch nicht an Stelle meines ganzen Gutes nur zwei Rubel geben, und anstatt des „folge mir nach“ nur zur Frühmesse gehen!« Von den Eindrücken seiner Kindheit erinnerte er sich vielleicht noch einiger aus unserem Kloster, wohin ihn die Mutter oftmals mitgenommen hatte. Vielleicht waren auch die schrägen Strahlen der Abendsonne, die auf das schimmernde Heiligenbild fielen, als ihn seine Mutter, die Klikúscha, zu jenem emporhob, auf ewig in seine Seele gefallen. Nachdenklich und still war er damals, als er herkam, vielleicht nur, um zu sehen: Ist hier alles, oder sind auch hier nur zwei Rubel? — Da traf er im Kloster diesen Staretz . . .

Dieser Staretz war, wie ich schon erwähnt habe, der Stáretz Sossíma. Doch hier sehe ich mich gezwungen, zunächst ein wenig zu erläutern, wer und was diese „Startzen“ in unseren Klöstern eigentlich sind. Es tut mir nur leid, daß ich mich in dieser Frage nicht ganz maßgebend fühle; ich werde mich daher mit einer kurzen, mehr oberflächlichen Erklärung begnügen müssen. Viele Sachkundige behaupten, das Startzentum sei bei uns in unseren russischen Klöstern erst seit kurzer Zeit eingeführt, kaum seit hundert Jahren, während es im ganzen orthodoxen Osten, besonders auf dem Sinai und dem Athos, schon seit mehr denn tausend Jahren vorkomme. Es wird zwar gleichfalls behauptet, das Startzentum habe auch

gebende freiwillig auf sich: in der Hoffnung, nach langer Prüfung sich selbst überwinden zu können, sich seiner selbst dermaßen zu bemächtigen, daß er endlich durch lebenslänglichen Gehorsam die volle Freiheit erlange, — das heißt, um sich von sich selbst zu befreien, auf daß er dem Los derer entgehe, die das ganze Leben verleben und doch ewig ihr eigener Knecht bleiben. Diese Einrichtung, ich meine das Startzentum, ist nicht theoretisch entstanden, sondern hat sich im Osten aus der Praxis ergeben und ist heute schon eine tausendjährige Einrichtung. Die Verpflichtungen dem Staretz gegenüber sind nicht etwa der gewöhnliche »Gehorsam« (oder »Dienst«), der in unseren russischen Klöstern seit jeher üblich ist; nein, hier handelt es sich um die ewige Beichte aller sich dem Staretz Ergebenden und die unlösbare Verbindung zwischen dem Gebundenen und dem Bindenden. Man erzählt sich zum Beispiel, daß einmal in den ältesten Zeiten des Christentums ein derart Gebundener eine Buße, die ihm von seinem Staretz auferlegt worden war, nicht erfüllt, sondern das Kloster verlassen hatte und in ein anderes Land, ich glaube aus Syrien nach Ägypten, gezogen war. Dort hatte er lange Zeit Großes vollbracht, und schließlich war er für seinen Glauben den Märtyrertod gestorben. Als aber die Kirche ihn, den sie fast schon als Heiligen verehrte, bestatten wollte, da war der Sarg plötzlich bei den Worten des Diakonus: »Katechumenen, entfernt euch!« mit der in ihm liegenden Leiche des Märtyrers von der Stelle gerückt und zur Kirche hinausgeflogen, und also war es dreimal geschehen. Erst später hatte man erfahren, daß der heilige Dulder das Gehorsamsgelübde gebrochen und seinen Staretz verlassen hatte, und darum konnte ihm ohne die Erlaubnis dieses Staretz, ungeachtet seiner großen Taten, nicht verziehen werden. Und seine Bestattung konnte erst stattfinden, als sein Staretz ihn vom Gehorsam losgesprochen hatte. Natürlich ist das nur eine alte Legende, aber ich will noch eine andere Begebenheit aus unserer Zeit erzählen. Einer unserer zeitgenössischen Mönche hatte sich in ein Athoskloster zurückgezogen, und

plötzlich befiehlt ihm sein Staretz, Athos zu verlassen — Athos, seinen stillen Zufluchtsort, an dem er wie an einem Heiligtum mit aller Liebe seiner Seele hing! — und zuerst nach Jerusalem und dann zurück nach Rußland, in den Norden, nach Sibirien zu gehen: »Dort ist dein Platz, nicht hier.« Der erschrockene und von Kummer niedergedrückte Mönch ging nach Konstantinopel zum Ökumenischen Patriarchen und flehte ihn an, sein Gehorsamsgelübde aufzuheben; da aber antwortete ihm der Ökumenische Machthaber, daß nicht nur er, der Ökumenische Patriarch, ihn nicht befreien könne, sondern daß es auf der ganzen Erde keine Macht gäbe, die ihn von dem, was ihm einmal sein Staretz auferlegt hatte, entbinden könnte, abgesehen natürlich von dem Staretz selbst. So haben denn die Startzen in gewissen Fällen eine unbegrenzte und unvergleichliche Macht. Das ist auch der Grund, warum bei uns das Startzentum in vielen Klöstern auf solche Feindseligkeit stieß. Vom Volk indes wurden die Startzen alsbald sehr geachtet und verehrt. Zu den Startzen unseres Klosters kamen sowohl die einfachsten als die vornehmsten Leute, um ihnen kniend ihre Zweifel, Sünden und Leiden zu beichten und sie um Rat und Leitung zu bitten. Dagegen führten dann die Gegner der Startzen außer anderen Beschuldigungen an, daß hierbei das Mysterium der Beichte eigenmächtig und leichtsinnig profaniert werde — obgleich in diesem Fall das fortwährende Beichten des sich ihm ergebenden Klosterbruders oder Weltlichen keineswegs als Mysterium aufgefaßt wurde. Es endete schließlich damit, daß das Startzentum sich doch behauptete und allmählich in den Klöstern verbreitete. Allerdings ist auch das wahr: dieses erprobte und schon tausendjährige Mittel zur sittlichen Auferstehung des Menschen von der Sklaverei zur Freiheit und zur moralischen Vervollkommnung kann sich in ein zweischneidiges Schwert verwandeln, so daß es manchen vielleicht — statt zur Demut und endgültigen Selbstüberwindung — nur zu satanischem Stolz, also zu Ketten, nicht aber zur Freiheit führt.

sicht; er schämte sich. Seine schlimmen Ahnungen hatten ihn also nicht getäuscht!

Der Staretz setzte sich auf ein kleines, altmodisches Leder-sofa aus Rotholz, den Gästen aber wies er an der gegenüberliegenden Wand vier Stühle an, die alle in einer Reihe standen, gleichfalls aus Rotholz waren und einen stark abgenutzten schwarzen Lederbezug hatten. Die Priestermönche setzten sich etwas abseits, der eine bei der Tür, der andere am Fenster. Der Seminarist, Aljoscha und der Novize blieben stehen. Die ganze Klausur war sehr wenig geräumig und hatte so ein, fast möchte man sagen, apathisches Aussehen. Die Gegenstände und die Möbel, nur die notwendigsten, waren von ganz einfacher Arbeit, fast ärmlich. Zwei Blumentöpfe auf dem Fensterbrett und in der Ecke viele Heiligenbilder — darunter ein sehr großes der Muttergottes, das wahrscheinlich schon lange vor der Kirchenspaltung⁷ gemalt war. Vor diesem brannte ein Lämpchen. Daneben hingen zwei andere Heiligenbilder mit reicher Verzierung, etwas weiter zwei kleine Cherubim, Ostereier aus Porzellan, ein katholisches Kreuz aus Elfenbein mit einer es umarmenden Mater dolorosa, und dann hingen an den Wänden noch einige ausländische Stiche nach Werken großer italienischer Meister der vergangenen Jahrhunderte. Neben diesen schönen und teuren Gravüren hingen aber die allereinfachsten russischen Buntdrucke verschiedener Heiligen, Märtyrer, Erzbischöfe usw., kurz, Bilder, wie sie für ein paar Kopeken auf allen Jahrmärkten verkauft werden. An den anderen Wänden hingen noch mehrere Bilder lebender wie verstorbener Geistlicher. Miussoff streifte diesen ganzen „Heiligenkram“ nur flüchtig mit seinem Blick und richtete ihn dann fest auf das Gesicht des Staretz. Er hielt sehr viel von der Wirkung seines Blickes: er hatte diese Schwäche, die bei ihm jedenfalls verzeihlich war, wenn man bedenkt, daß er, ein Mann von fünfzig Jahren, ein Alter erreicht hatte, in dem ein kluger wohl-situierter Weltmann zu seiner eigenen Person immer ehrerbietiger wird, mitunter sogar ganz unwillkürlich.

aus!« Er erhob sich, erhob die Hände und rief: »Selig der Schoß, der dich getragen, und die Brüste, die dich genährt, besonders die Brüste! Sie haben mich soeben mit Ihrer Bemerkung: ‚Schämen Sie sich nicht so sehr vor sich selbst, denn nur daher kommt bei Ihnen alles‘, mit dieser Bemerkung haben Sie mich einfach durchbohrt und mir gezeigt, daß Sie in meinem Innersten lesen. Das ist es ja, daß es mir immer scheint, wenn ich irgendwo eintrete, als ob ich gemeiner als alle sei, und alle mich für einen Narren halten, und darum denke ich: ‚Gut, dann werde ich jetzt absichtlich den Narren spielen, fürchte eure Meinung nicht, denn ihr seid doch alle ohne Ausnahme dümmer und noch gemeiner als ich!‘ — Sehen Sie, und darum bin ich dann Narr, bin vor Scham Narr, großer Staretz, nur vor Scham! Nur aus Argwohn bin ich frech, mache ich sofort Skandal. Denn wäre ich überzeugt, beim Eintreten, daß mich alle sofort für den liebenswürdigsten und klügsten Menschen halten, — Herrgott, was würde ich dann für ein guter Mensch sein! Mein Lehrer!« rief er aus und sank ganz plötzlich auf die Knie nieder, »was soll ich tun, um das ewige Leben zu erwerben?«

Selbst jetzt war es schwer zu sagen, ob er scherzte oder ob er tatsächlich so begeistert war?

Der Staretz blickte ihn an und sagte lächelnd:

»Das wissen Sie selbst schon längst, was man dazu tun muß, Verstand haben Sie genug . . . Ergeben Sie sich nicht dem Trunk, mäßigen Sie sich in Ihren Worten, ergeben Sie sich nicht der Sinnenlust und vor allem nicht der Vergötterung des Geldes, und schließen Sie Ihre Schnapsbuden, wenn nicht alle, falls das zuviel verlangt ist, so doch wenigstens zwei oder drei. Und die Hauptsache, das Allerwichtigste: lügen Sie nicht.«

»Das geht wohl auf das vom Diderot?«

»Nein, nicht nur auf das vom Diderot. Die Hauptsache ist, belügen Sie sich nicht selbst. Wer sich selbst belügt und auf seine eigene Lüge hört, kommt schließlich dahin, daß er keine einzige Wahrheit mehr, weder in sich noch um sich,

und da sterbe ich nun, und plötzlich ist nichts da, und nur ‚Kletten wachsen auf meinem Grabe‘, wie ich vor kurzem bei einem Schriftsteller las. Das ist doch entsetzlich! Wodurch aber den Glauben wiedergewinnen, wodurch? Und wissen Sie, ich habe eigentlich nur als ganz kleines Mädchen geglaubt, mechanisch, ohne etwas dabei zu denken. . . Wodurch sich nun überzeugen? Ich bin zu Ihnen gekommen, um vor Ihnen niederzuknien und Sie zu fragen; denn wenn ich jetzt diese Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lasse, so wird mir doch in meinem ganzen Leben niemand mehr darauf Antwort geben. Womit nun beweisen, wodurch sich überzeugen? O, das ist ein zu großes Unglück! Ich stehe da und sehe, daß allen alles einerlei ist, oder fast allen, niemand denkt jetzt daran, nur ich allein kann das nicht mehr ertragen! Das bringt einen um! Es ist einfach tötend!«

»Zweifellos tötend. Doch beweisen läßt sich hierbei nichts, wohl aber kann man sich überzeugen.«

»Wie? Wodurch?«

»Durch die Erfahrung der werktätigen Liebe. Bemühen Sie sich, Ihre Nächsten tätig und unermüdlich zu lieben. In dem Maße, wie Sie in der Liebe fortschreiten, werden Sie sich auch vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit Ihrer Seele überzeugen. Wenn Sie aber in Ihrer Liebe zum Nächsten bis zur vollen Selbstverleugnung gekommen sind, dann werden Sie auch den vollen Glauben errungen haben, und dann wird sich kein Zweifel mehr in Ihre Seele einschleichen können. Das ist eine alterprobte Wahrheit.«

»Durch werktätige Liebe? Aber da erhebt sich ja sofort eine andere Frage, und was für eine Frage! Sehen Sie: ich liebe die Menschheit dermaßen, daß ich — werden Sie es mir glauben? — zuweilen daran denke, alles zu verlassen, alles, was ich habe, *Lise* und alles, alles, und barmherzige Schwester zu werden. Ich schließe die Augen, denke und träume, und in diesen Augenblicken fühle ich eine unüberwindliche Kraft in mir. Keine Wunden, keine eiternden Geschwüre könnten mich abschrecken, ich würde sie eigenhändig waschen und

verbinden; ich möchte die Wärterin dieser Leidenden sein und wäre bereit, diese Schwären zu küssen . . .«

»Und selbst das ist schon viel und gut, daß Ihre Gedanken davon träumen und nicht von anderem. Dann werden Sie bestimmt doch noch einmal, vielleicht ganz unversehens, eine gute Tat tun.«

»Ja, aber wie lange könnte ich denn dieses Leben aushalten?« fragte erregt, fast außer sich, die Dame. »Das ist ja die Hauptfrage! Das ist die allerquälendste Frage! Ich schließe die Augen und frage mich: Wie lange würdest du auf diesem Wege gehen können? Und wenn der Kranke, dessen Wunden du wäschst, dir nicht sofort seine ganze Dankbarkeit schenkt, dich im Gegenteil womöglich noch mit Launen quält, ohne deine menschenfreundliche Aufopferung zu schätzen oder auch nur zu beachten, dich anschreit, sogar roh von dir verlangt, was du doch freiwillig tust, sich sogar bei den Vorgesetzten über dich beklagt — wie das doch häufig Schwerleidende tun —, was dann? Wird dann deine Liebe fort dauern oder nicht? Und denken Sie sich, ich habe mir selbst sofort angstvoll eingestanden: wenn es etwas gibt, was meine ‚tätige‘ Liebe zur Menschheit sofort erkalten machen könnte, so ist das gerade die Undankbarkeit. Mit einem Wort, ich bin eine Arbeiterin um Lohn, ich verlange den Lohn sofort, ich meine damit: daß man mich lobt, ich verlange Gegenliebe als Lohn für meine Liebe. Anders bin ich überhaupt nicht fähig, jemanden zu lieben!«

Es war offenbar ein Anfall der aufrichtigsten Selbstgeißelung. Als sie geendet hatte, blickte sie mit einer geradezu herausfordernden Entschlossenheit auf den Starez.

»Was Sie mir sagen, hat mir fast Wort für Wort einmal, es ist schon lange her, ein Arzt gesagt«, bemerkte dieser. »Es war ein bereits bejahrter und zweifellos kluger Mensch. Er sprach ebenso aufrichtig wie Sie, wenn auch halb scherzend, jedenfalls aber traurig scherzend. ‚Ich liebe die Menschheit‘, sagte er, ‚aber ich wundere mich über mich selbst: je mehr ich die Menschheit im allgemeinen liebe, desto weniger liebe

ich die Menschen im besonderen, das heißt, als einzelne Personen genommen. In Gedanken‘, sagte er, ‚bin ich nicht selten zu ganz absonderlichen Absichten, der Menschheit zu dienen, gekommen, und vielleicht wäre ich wirklich fähig, mich für die Menschen kreuzigen zu lassen, wenn das, sagen wir, irgendwie unbedingt vonnöten wäre; indes könnte ich nicht einmal zwei Tage lang mit irgend jemandem in einem Zimmer leben, was ich aus mehrfacher Erfahrung weiß. Kaum ist jemand bei mir, so verletzt er schon meine Persönlichkeit, meine Eigenliebe und beeinträchtigt meine Freiheit. In vierundzwanzig Stunden kann ich den besten Menschen hassen: den einen, weil er langsam ißt bei Tisch, den anderen, weil er Schnupfen hat und sich immer schneuzen muß. Und so werde ich‘, sagte er, ‚sofort zu einem Menschenfeind, sobald ich nur mit Menschen in Berührung komme. Dafür aber geschah es immer, daß, je mehr ich die Menschen im einzelnen haßte, meine Liebe zur Menschheit im allgemeinen um so heißer wurde.‘«

»Aber was soll man denn tun? Was soll man denn in diesem Fall tun? Das ist doch zum Verzweifeln!«

»Nein, denn auch das genügt, daß Sie sich darum grämen. Tun Sie, was in Ihren Kräften steht, und auch das wird Ihnen angerechnet werden. Sie haben schon vieles getan, denn Sie haben sich so tief und aufrichtig selbst zu erkennen vermocht. Wenn Sie aber auch jetzt nur deswegen so aufrichtig gesprochen haben, um von mir ein Lob zu hören für Ihre Aufrichtigkeit, so werden Sie natürlich mit Ihrer werktätigen Liebe nichts erreichen, so wird alles nur in Ihren Gedanken bleiben, und das ganze Leben wird wie ein Phantom vergehen. Dann werden Sie natürlich auch vergessen, an das jenseitige Leben zu denken, und sich schließlich vielleicht irgendwie beruhigen.«

»Sie haben mich vernichtet! Erst jetzt, erst in diesem Augenblick, da Sie sprachen, begriff ich, daß ich wirklich nur Ihr Lob für meine Aufrichtigkeit erwartete, als ich Ihnen sagte, ich würde Undankbarkeit nicht ertragen können. Sie

haben mich begriffen, und Sie haben mich mir selbst erklärt!«

»Sagen Sie das jetzt wirklich ganz aufrichtig? Nun, dann kann ich Ihnen sagen: jetzt, nach einem solchen Bekenntnis, glaube ich, daß Sie aufrichtig und im Herzen ein guter Mensch sind. Wenn Sie auch das Glück nicht erreichen sollten, so denken Sie daran, daß Sie auf einem guten Wege sind, und bemühen Sie sich, nicht von ihm abzuweichen. Die erste Bedingung ist: vermeiden Sie die Lüge, jede Lüge, die Lüge vor sich selbst ganz besonders. Geben Sie acht auf Ihre Lüge und beobachten Sie sie in jeder Stunde, in jeder Minute. Desgleichen vermeiden Sie, Ekel zu empfinden vor anderen und vor sich selbst. Das, was Ihnen in Ihrem eigenen Innern schlecht erscheint, wird schon allein dadurch, daß Sie es in sich bemerken, geläutert. Meiden Sie die Furcht, obgleich Furcht nur die Folge jeder Lüge ist. Lassen Sie sich niemals durch Ihren eigenen Kleinmut vom Werben um Liebe abschrecken, sogar Ihre schlechten Handlungen in der Beziehung brauchen Sie nicht so sehr zu fürchten. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nichts Beruhigenderes sagen kann, denn die werktätige Liebe ist im Vergleich zur schwärmerischen Liebe etwas Grausames und Abschreckendes. Die schwärmerische Liebe lechzt nach einer schnellen Heldentat, die man in kurzer Zeit vollbringen kann, und zwar unbedingt so, daß alle sie beachten. Dabei kommt es tatsächlich so weit, daß man bereit ist, das Leben hinzugeben, wenn es nur nicht lange dauert, sondern schnell vollbracht ist, wie auf der Bühne, und alle es sehen und loben. Die werktätige Liebe dagegen, das ist Arbeit und Ausdauer, für einige sogar eine ganze Wissenschaft. Ich aber sage Ihnen, in derselben Minute, in der Sie sich mit Entsetzen gestehen, daß Sie sich trotz all Ihrer Bestrebungen nicht nur dem Ziele nicht genähert, sondern sich von ihm anscheinend entfernt haben — in diesem Augenblick, das sage ich Ihnen voraus, werden Sie mit einemmal das Ziel erreichen und über sich klar die wundertätige Kraft des Herrn fühlen, die Kraft Gottes, der Sie immer geliebt hat und Sie die ganze Zeit unsichtbar lenkt. — Ver-

sind vom richtigen Weg abgekommen, alle sind falsche Kirche, nur ich allein, der Mörder und Dieb, bin die wahre christliche Kirche.' Das aber sich zu sagen, ist doch sehr schwer und verlangt ungeheure Bedingungen, setzt Umstände voraus, die es nicht häufig gibt, Jetzt nehmen Sie andererseits die Auffassung, die die Kirche heute selber vom Verbrechen hat: müßte sich diese ihre gegenwärtige, fast heidnische Auffassung dann nicht ändern und aus dem mechanischen Abhacken des angesteckten Gliedes, wie es heute zum Schutz der Gesellschaft geschieht, sich verwandeln, und zwar vollkommen und nicht nur zum Schein verwandeln, in die Idee von der Erweckung und Neugeburt des Menschen, seiner Auferstehung und seiner Rettung . . .«

»Was heißt das nun wieder? Ich höre wiederum auf zu verstehen!« unterbrach ihn Miussoff. »Wieder irgend so ein Phantasiegebilde, etwas Formloses, aus dem man überhaupt nicht klug werden kann! Was ist das für eine Ausstoßung? Wie meinen Sie das? Ich vermute, Sie belieben sich einfach lustig zu machen, Iwan Fjodorowitsch!«

»Aber im Grunde ist es ja auch heute schon so«, sagte da plötzlich der Staretz, und im Augenblick wandte sich die Aufmerksamkeit aller ihm allein zu, »denn gäbe es jetzt keine Kirche Christi, so gäbe es für den Verbrecher auch gar keine Hemmung beim Übeltun und nicht einmal eine Strafe für das verübte Verbrechen, das heißt eine wirkliche Strafe, keine mechanische, wie soeben gesagt wurde, die ja in der Mehrzahl der Fälle nur das Herz erbittert, sondern wirkliche Strafe, die einzig wirksame, die einzige, die abschreckt, und die einzige, die wieder auszusöhnen vermag, die Strafe, die in der Einsicht des eigenen Gewissens liegt.«

»Erlauben Sie, wie meinen Sie das?« erkundigte sich mit dem lebhaftesten Interesse Miussoff.

»Ich meine das so«, begann der Staretz. »Alle diese Verschickungen zur Zwangsarbeit, und in früheren Zeiten noch die Körperstrafe, verbessern doch niemanden, und was die Hauptsache ist, sie schrecken auch fast keinen Verbrecher ab;

die Zahl der Verbrechen verringert sich nicht etwa, sondern vermehrt sich noch. Das müssen Sie doch zugeben. Und so stellt es sich denn heraus, daß die Gesellschaft auf diese Weise keineswegs beschützt ist, denn wenn auch das schädliche Glied mechanisch abgetrennt und weit fortgeschickt wird, nur aus den Augen fort, so wird es doch alsbald durch einen anderen Verbrecher, wenn nicht gar durch zwei Verbrecher, ersetzt. Wenn es aber etwas gibt, was die Gesellschaft selbst in unserer Zeit beschützt und sogar den Verbrecher bessert und zu einem anderen Menschen macht, so ist das wiederum nur das Gebot Christi, das sich in der Stimme des eigenen Gewissens kundtut. Nur wenn der Verbrecher sich seiner Schuld als Sohn der christlichen Gemeinschaft oder Gesellschaft, also der Kirche, bewußt wird, dann erst erkennt er auch seine Schuld vor der Gemeinschaft, das heißt, vor der Kirche. Also ist der Verbrecher heute einzig und allein vor der Kirche fähig, seine Schuld überhaupt einzusehen, nicht aber etwa vor dem Staat. Nun sehen Sie, wenn das Gericht der Gesellschaft als Kirche gehören würde, dann würde die Gesellschaft schon wissen, wen sie von den Ausgestoßenen zurückerufen und wieder in ihre Gemeinschaft aufnehmen könnte. Heute aber ist es noch so, daß die Kirche, da sie kein tatsächliches Gericht ausüben kann und ihr nur die Möglichkeit einer moralischen Verurteilung verbleibt, daß die Kirche sich von der tätigen Bestrafung des Verbrechers jetzt selbst fernhält. Sie stößt ihn nicht aus, ja, sie verläßt ihn auch weiterhin nicht mit ihrem mütterlichen Trost. Und nicht nur das, nein, sie bemüht sich sogar, die ganze christlich-kirchliche Gemeinschaft mit dem Verbrecher aufrechtzuerhalten: sie läßt ihn zum Gottesdienst zu, zum heiligen Abendmahl, sie gibt ihm Almosen und geht mit ihm mehr wie mit einem Verirrten um als wie mit einem Schuldigen. Und was würde wohl mit dem Verbrecher geschehen, o Gott! wenn auch die christliche Gesellschaft, das heißt die Kirche, ihn ebenso von sich stieße, wie ihn das bürgerliche Gesetz ausstößt und abhackt? Was würde mit ihm geschehen, wenn jedesmal und sofort nach der Strafe

dergeben: ‚Diese Sozialisten, Anarchisten, Atheisten und Revolutionäre fürchten wir nicht sonderlich‘, sagte er, ‚wir beobachten sie nur, und im übrigen sind uns alle ihre Schwachzüge bekannt. Unter ihnen aber gibt es, wenn auch nicht viele, so doch einige besondere Leute: das sind solche, die an Gott glauben, die Christen, aber zu gleicher Zeit auch Sozialisten sind. Sehen Sie, die sind es, die wir am meisten fürchten; das ist ein gefährliches Volk! Der christliche Sozialist ist viel gefährlicher als der atheistische Sozialist.‘ Diese Worte frappierten mich damals schon; jetzt aber, hier bei Ihnen, meine Herren, sind sie mir plötzlich ganz von selbst wieder eingefallen . . .

»Das heißt, daß Sie sie auf uns anwenden und auch in uns Sozialisten sehen?« fragte gerade heraus und ohne alle Umschweife Pater Païssij.

Doch noch bevor Miussoff an eine Antwort denken konnte, öffnete sich die Tür, und Dmitrij Fjodorowitsch, der sich so unverzeihlich verspätet hatte, trat ein. Man hatte, wie es schien, gleichsam vergessen, auf ihn zu warten, und sein plötzliches Erscheinen rief im ersten Augenblick sogar ein gewisses Erstaunen hervor.

VI

Wozu lebt solch ein Mensch?

Dmitrij Fjodorowitsch war erst achtundzwanzig Jahre alt, sah jedoch weit älter aus. Er war mittelgroß, hatte ein sympathisches Gesicht, war muskulös, und man konnte ihm eine bedeutende Körperkraft ansehen, doch drückte sich in seinem Gesicht nichtsdestoweniger etwas gleichsam Leidendes aus. Es war hager, die Wangen waren eingefallen und von einer ungesunden, leicht gelblichen Farbe. Seine ziemlich großen, dunklen, ein wenig hervorstehenden Augen blickten scheinbar in fester Beharrlichkeit und doch gewissermaßen unbestimmt. Selbst wenn er erregt war oder gereizt sprach,

gehordte sein Blick, wie es schien, nicht seiner inneren Stimmung und drückte etwas anderes aus, zuweilen sogar etwas, was seinen Worten oder der Situation gar nicht entsprach. »Es ist schwer zu sagen, woran er eigentlich denkt«, äußerten sich zuweilen Menschen, die mit ihm gesprochen hatten. Andere wiederum, die in seinen Augen etwas Nachdenkliches, Trauriges sahen, waren erstaunt, ihn ganz plötzlich lachen zu hören, was von seinen heiteren, spielerischen Gedanken in dem Moment zeugte, als seine Augen so düster und ernst blickten. Übrigens war das etwas kranke, abgespannte Aussehen seines Gesichtes in diesem Augenblick schließlich begreiflich: alle wußten und hatten schon von dem unruhigen und »flotten« Leben gehört, dem er sich gerade in der letzten Zeit bei uns ergeben hatte. Man sprach auch von den unglaublichen Zornausbrüchen, zu denen er sich in den Streitigkeiten mit seinem Vater wegen des ihm vorenthaltenen Geldes hatte hinreißen lassen; in der Stadt liefen darüber sogar einige Anekdoten um. Es ist wahr, daß er auch schon von Natur reizbar war, »von schroff veränderlichem und regellosem Gemüt«, wie sich unser Friedensrichter Ssemjón Iwánowitsch Katscháljnikoff in einer Gesellschaft einmal charakteristisch über ihn äußerte. Er erschien tadellos und elegant gekleidet, in einem zugeknöpften schwarzen Rock, in schwarzen Handschuhen, den Zylinder in der Hand. Als Offizier, der erst vor kurzem seinen Abschied genommen hatte, trug er nur einen Schnurrbart im glattrasierten Gesicht. Sein dunkelblondes Haar war kurzgeschnitten und der Mode entsprechend an den Schläfen leicht nach vorn gebürstet; er hatte einen energischen Gang, schritt weit aus, eben wie ein Frontoffizier. Er blieb an der Schwelle stehen und, nachdem sein Blick alle Anwesenden überflogen hatte, schritt er entschlossen auf den Staretz zu, in dem er sofort die Hauptperson erraten hatte. Er verneigte sich tief vor ihm und bat ihn um seinen Segen. Der Staretz erhob sich und segnete ihn. Dmitrij Fjodorowitsch küßte ihm ehrerbietig die Hand und sagte darauf überaus erregt, fast gereizt:

»Gestatten Sie mir, dieses Thema abzulehnen«, sagte er mit einer gewissen weltmännischen Nachlässigkeit. »Zudem ist diese Frage doch etwas verzwick; sehen Sie, Iwan Fjodorowitsch lächelt bereits darüber: also hat er wahrscheinlich etwas besonders Interessantes auf diese Frage zu antworten. Bitte fragen Sie daher doch ihn.«

»O, ich habe nichts Besonderes zu sagen, außer der kleinen Bemerkung«, entgegnete Iwan Fjodorowitsch sofort, »daß der europäische Liberalismus überhaupt und sogar unser russischer liberaler Dilettantismus schon längst und nicht etwa selten die Endergebnisse des Sozialismus mit denen des Christentums verwechselt. Diese unsinnige Folgerung ist natürlich ein charakteristischer Zug; übrigens verwechseln den Sozialismus mit dem Christentum, wie man sieht, nicht nur die Liberalen und Dilettanten, sondern mit ihnen in vielen Fällen auch noch die Gendarmen, das heißt die ausländischen, selbstverständlich. Ihre Pariser Geschichte ist recht charakteristisch, Pjotr Alexandrowitsch!«

»Im übrigen bitte ich nochmals, dieses Thema ablehnen zu dürfen«, wiederholte Miussoff, »dafür aber will ich Ihnen, meine Herren, eine äußerst interessante und charakteristische Geschichte von Iwan Fjodorowitsch erzählen. Vor nicht länger als fünf Tagen erklärte er in einer hiesigen, vornehmlich aus Damen bestehenden Gesellschaft während eines Disputs höchst feierlich, es gäbe auf der ganzen Erde entschieden nichts, was den Menschen veranlassen könnte, seinesgleichen zu lieben; solch ein Naturgesetz: ‚Der Mensch muß die Menschheit lieben‘ — existiere überhaupt nicht, und wenn es bis jetzt auf der Erde trotzdem Liebe gäbe, geschähe dieses nicht nach einem Naturgesetz, sondern einzig darum, weil die Menschen noch an ihre Unsterblichkeit glaubten. Iwan Fjodorowitsch fügte bei der Gelegenheit noch en parenthèse hinzu, daß gerade darin das ganze Naturgesetz bestünde, sodaß, wenn man im Menschen den Glauben an seine Unsterblichkeit vernichtete, in ihm nicht nur die Liebe, sondern überhaupt jede lebendige Kraft zur Fortsetzung des irdischen

Lebens versiegen würde. Und nicht nur das: es würde dann auch kein Schamgefühl mehr geben, sagte er, alles würde dann erlaubt sein, sogar die Menschenfresserei. Aber auch damit war's noch nicht genug: er schloß mit der Behauptung, daß für jede Privatperson, wie hier zum Beispiel ich, die weder an Gott noch an ihre Unsterblichkeit glaubt, das sittliche Gesetz der Natur sich in das volle Gegenteil des früheren religiösen Gesetzes verwandeln müsse, und daß der Egoismus, sogar bis zum Verbrechen, dem Menschen nicht nur erlaubt sein, sondern für ihn als unvermeidlicher, vernünftigster und womöglich edelster Ausweg in seiner Lage anerkannt werden müsse. Nach diesem Paradoxon, meine Herren, können Sie auf das übrige schließen, was unser lieber exzentrischer Paradoxalist, Iwan Fjodorowitsch, proklamiert und vielleicht auch noch zu proklamieren beabsichtigt.«

»Erlauben Sie«, rief plötzlich ganz unerwartet Dmitrij Fjodorowitsch dazwischen, »damit ich mich nicht verhört habe: ‚Das Verbrechen muß nicht nur erlaubt sein, sondern sogar als unvermeidlicher und vernünftigster Ausweg aus der Lage eines jeden Atheisten anerkannt werden!‘ War es so wortwörtlich?«

»Genau so«, sagte Pater Païssij.

»Das werde ich mir merken!«

Und Dmitrij Fjodorowitsch verstummte ebenso plötzlich, wie er sich in das Gespräch eingemischt hatte. Alle blickten ihn neugierig an.

»Ist diese Äußerung über die Folgen, die der Verlust des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele für die Menschen haben würde, wirklich Ihre Überzeugung?« fragte plötzlich der Staretz Iwan Fjodorowitsch.

»Ja, ich habe das einmal behauptet. Es gibt keine Tugend, wenn es keine Unsterblichkeit gibt.«

»Selig sind Sie, wenn das Ihr Glaube ist, oder aber maßlos unglücklich!«

»Warum denn unglücklich?« fragte Iwan Fjodorowitsch lächelnd.

»Weil Sie selbst aller Wahrscheinlichkeit nach weder an die Unsterblichkeit Ihrer Seele glauben, noch an das, was Sie von der Kirche und über die Kirchenfrage geschrieben haben.«

»Vielleicht haben Sie recht!... Aber immerhin habe ich doch nicht nur gescherzt...«, gestand plötzlich sonderbarerweise Iwan Fjodorowitsch, wobei er übrigens flüchtig errötete.

»Nicht nur gescherzt, das ist wahr; diese Idee ist in Ihrem Herzen noch nicht entschieden, und so quält sie das Herz. Aber auch der Gequälte liebt es zuweilen, mit seiner Verzweiflung zu spielen, gewissermaßen gleichfalls aus Verzweiflung. Vorläufig spielen auch Sie aus Verzweiflung, wenn Sie Zeitungsartikel schreiben und in Gesellschaften disputieren, ohne dabei selbst an Ihre Dialektik zu glauben, über die Sie bei sich mit wehem Herzen lachen... Diese Frage ist in Ihnen noch nicht entschieden, und darin besteht Ihr großer Schmerz, denn sie erheischt unerbittlich eine Entscheidung.«

»Aber kann sie denn in mir überhaupt entschieden werden? Entschieden im bejahenden Sinne?« fuhr Iwan Fjodorowitsch fort, seltsam zu fragen, wobei er immer noch mit einem rätselhaften Lächeln auf den Staretz blickte.

»Wenn sie sich nicht im bejahenden Sinn entscheiden kann, so wird sie sich doch auch niemals im verneinenden Sinn entscheiden. Sie kennen doch selbst diese Eigenschaft Ihres Herzens, darin besteht ja seine ganze Qual. Danken Sie dem Schöpfer, daß er Ihnen ein außergewöhnliches Herz gegeben hat, das fähig ist, sich mit dieser furchtbaren Frage zu quälen, trachtend nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist, denn unser Leben ist im Himmereich. Gebe Ihnen Gott, daß die Entscheidung Ihres Herzens Sie noch auf Erden ereile, und möge Gott Ihre Wege segnen!«

Der Staretz erhob die Hand und wollte schon von seinem Platz aus das Zeichen des Kreuzes über Iwan Fjodorowitsch machen. Doch der stand sofort auf, trat zu ihm und empfing so den Segen; darauf küßte er ihm die Hand und kehrte

Heilung durch Christus, und er sandte sie mir, meine eitle Seele zu heilen.' Und darum danken auch wir Ihnen demütig, werter Gast.«

Und er verneigte sich vor Fjodor Pawlowitsch bis zum Gürtel.

»Tra—ta—ta! Scheinheiligkeit und alte Phrasen! Alte Phrasen und alte Gesten! Alte Lügen und die abgedroschenen Formeln mit den Verneigungen bis zur Erde! Wir kennen diese Verneigungen! ‚Einen Kuß auf die Lippen und den Dolch ins Herz‘, wie in Schillers »Räubern«. Ich will keine Falschheit, Väter, die liebe ich nicht, ich will die Wahrheit! Die aber liegt nicht in den Gründlingen, und das habe ich dort vorhin auch gesagt! Ihr, meine heiligen Mönche, warum fastet ihr denn eigentlich? Warum erwartet ihr dafür Belohnungen im Himmelreich? Für so eine Belohnung würde ja auch ich fasten! Nein, mein heiliger Mönch, sei lieber im Leben tugendhaft, bringe lieber, anstatt daß du dich hier zu fertig gebackenen Broten zurückziehst, der Gesellschaft Nutzen, und ohne dafür noch eine Belohnung dort oben zu erwarten, — das dürfte doch etwas schwieriger sein! Euer Hochwürden, auch ich kann wohlgeremt reden! Aber was haben sie denn hier aufgetischt?« — er trat näher zum Tisch. »Hm! Portwein „old factory, Medoc“ von den Gebrüdern Jelisséjeff!¹¹ Erstklassig! Ach, ihr heiligen Väter! Das sieht anders aus als Gründlinge! Was für Fläschchen sie da aufgetischt haben, hehehe! Wer aber hat das alles möglich gemacht? Das ist ja der russische Bauer, der Arbeitssklave, der die mit seinen schwieligen Händen verdienten Kopeken seiner Familie und den Bedürfnissen des Staates entzieht, um sie herzubringen. Nein, ihr, meine heiligen Väter, ihr saugt ja das Volk aus!«

»Das ist von Ihnen schon mehr als unwürdig«, sagte Pater Jossiff. Pater Païssij schwieg hartnäckig. Miussoff stürzte hinaus, und Kalganoff folgte ihm unverzüglich.

»Nun, Väter, nach Pjotr Alexandrowitsch gehe auch ich! Werde nie wieder herkommen, und wenn ihr mich auch auf

für die arme Idiotin, im Gegenteil, sie verstärkten sie nur noch; alle beschützten sie und taten ihr Gutes. Und Frau Kondrátjewa, eine wohlhabende Kaufmannswitwe, richtete es so ein, daß Lisaweta schon Ende April ganz bei ihr blieb und bis zur Entbindung bei ihr bleiben sollte. Sie wurde unermüdlich bewacht; trotzdem gelang es ihr am Abend des letzten Tages, heimlich zu entkommen. Wie sie in ihrem Zustand über den hohen, festen Zaun in den Karamassoffschcn Park hatte klettern können, ist freilich ein Rätsel geblieben. Wahrscheinlich ist es ganz natürlich geschehen, denn Lisaweta, die wie eine Katze über die Zäune kletterte, um in fremden Gemüsegärten zu nächtigen, wird wohl ebenso auch auf den hohen Zaun Fjodor Pawlowitschs gekommen und dann zu ihrem Unglück hinuntergesprungen sein, trotz ihres Zustandes. Grigorij stürzte nach dem ersten Schreck zurück zu Marfa Ignatjewna, die er zur Hilfe in das Badehaus schickte, er selbst aber lief zu einer alten Hebamme, die in der Nachbarschaft wohnte. Das Kind wurde gerettet, doch Lisaweta starb schon beim ersten Morgenrauen. Grigorij nahm das Neugeborene, brachte es ins Haus, hieß Marfa Ignatjewna sich hinsetzen und legte ihr dann das Kind auf den Schoß, an die Brust: »Eine Waise ist Gottes Kind und unser aller Kind, für uns beide aber erst recht unser Kind. Das hat unser totes Söhnchen geschickt, und geboren ist es von einem Teufelsohn und einer Gerechten. Nähre es, und weine jetzt nicht mehr.« Und so zog denn Marfa Ignatjewna den kleinen Jungen auf. Er wurde Pawel getauft und allmählich, ohne daß es jemand bestimmt hätte, ganz von selbst Fjodorowitsch gerufen. Fjodor Pawlowitsch hatte nichts dagegen einzuwenden und fand das alles sogar sehr ergötzlich, obgleich er immer noch fortfuhr, seine Vaterschaft zu leugnen. In der Stadt gefiel es, daß er das Kind angenommen hatte. Später dachte sich Fjodor Pawlowitsch auch noch einen Familiennamen für den Jungen aus: er nannte ihn Ssmerdjakoff nach dem Spitznamen seiner Mutter Lisaweta Ssmerdjaschtschaja (die Stinkende). Dieser Ssmerdjakoff wurde

Aljoscha wußte, daß auch sein Vater ihn am nächsten Tag wieder ins Kloster zurück gehen lassen werde, oder vielleicht sogar heute noch. War er doch überzeugt, daß der Vater nicht ihn, sondern vielleicht einen andern hatte kränken wollen. Ja, er war sogar überzeugt, daß kein einziger Mensch ihn jemals werde kränken wollen und daß auch niemand dazu imstande sei. Das war für ihn eine feststehende Tatsache, die er ohne Bedenken angenommen hatte, und so machte er sich denn in dieser Hinsicht ohne die geringste Sorge auf den Weg.

In diesem Augenblick freilich quälte ihn eine ganz andere Angst, die um so quälender war, als er sie sich nicht recht erklären konnte: es war die Angst vor einer Dame, und zwar vor Katerina Iwanowna, die ihn in dem von Lisa Chochlakoff überbrachten Brief so inständig zu ihr zu kommen bat. Dieser Brief nun und die Notwendigkeit, zu ihr zu gehen, hatten sofort ein quälendes Gefühl in seinem Herzen hervorgerufen; und schon die ganze Zeit, ja, je mehr sie vorrückte, desto heftiger quälte ihn dieses Gefühl, trotz aller darauffolgenden Szenen sowohl beim Staretz, wie auch später bei der Abfahrt des Vaters. Nicht die Ungewißheit, worüber sie mit ihm sprechen wollte, und was er ihr antworten sollte, ängstigte ihn; auch nicht das Weib überhaupt fürchtete er in ihr. O, Frauen kannte er natürlich kaum, obschon er von Kindesbeinen an bis zum Eintritt ins Kloster nur unter Frauen gelebt hatte. Er fürchtete gerade Katerina Iwanowna. Er fürchtete sie bereits seit dem Augenblick, da er ihr zum erstenmal begegnet war. Nun kam aber noch hinzu, daß er sie im ganzen nur zwei- oder genau genommen dreimal gesehen und nur einmal, wenn auch ganz zufällig, ein paar Worte mit ihr gewechselt hatte. Er erinnerte sich ihrer als eines schönen, stolzen, gebieterischen Mädchens. Aber nicht ihre Schönheit verwirrte ihn, sondern etwas ganz anderes. Und gerade die Unerklärlichkeit seiner Angst verstärkte diese noch. Daß die Absichten des jungen Mädchens edel waren, wußte er: sie wollte seinen Bruder Dmitrij, der sich ihr

»Ah — nun, aber 'nen Schreck hast du vorhin doch bekommen, gesteh' nur, wie? — nicht? Ach du, mein Herzensjunge, wie könnte ich dich denn kränken! Weißt du, Iwan, ich kann's nicht ansehen, wenn er einem so in die Augen blickt und dabei lacht, kann's wahrhaftig nicht! Mein ganzes Zwerchfell beginnt gleich über ihn zu lachen, ich liebe ihn doch! Aljoschka, laß mich dir meinen väterlichen Segen geben!«

Aljoscha erhob sich, doch Fjodor Pawlowitsch hatte sich schon anders besonnen.

»Nein, nein, nicht jetzt, jetzt werde ich dich nur einmal bekreuzen, so, setz dich. Jetzt gibt's aber 'nen Heidenspaß, gerade zu deinem Thema, wirst dich kranklachen! Bei uns hat Bileams Eselin zu reden angefangen, und wie noch, und wie noch, ach Gott!«

Als Bileams Eselin erwies sich der Diener Ssmerdjakoff. Das war ein noch ziemlich junger Mann, der etwas über vierundzwanzig Jahre zählen mochte. Er war sehr menschen-scheu und schweigsam. Jedoch nicht etwa scheu im gewöhnlichen Sinne, oder gar verschämt, nein, dem Charakter nach war er eher hochmütig und anmaßend, ja, er schien sogar alle zu verachten. Ich sehe mich veranlaßt, gerade bei dieser Gelegenheit schon einiges über ihn zu sagen. Erzogen hatten ihn Márfa Ignátjewna und Grigórij Wassiljewitsch, aber der Junge wuchs »ohne jede Dankbarkeit« auf, wie sich Grigorij über ihn äußerte, als ein verschlossenes, mißtrauisches Kind. In seiner Kindheit liebte er es sehr, Katzen zu erhängen und sie dann mit großen Zeremonien zu beerdigen. Zu diesem Zweck nahm er sich ein Bettuch um, das wohl das Meßgewand ersetzen sollte, sang feierlich und schwenkte dazu irgend etwas wie ein Weihrauchfaß über der toten Katze. Alles das tat er heimlich, so daß es niemand sehen konnte. Einmal aber überraschte ihn Grigorij bei dieser feierlichen Handlung und strafte ihn schmerzhaft. Der Junge schlich in einen Winkel und schaute von dort aus eine ganze Woche lang nur mißtrauisch auf seine Erzieher. »Er liebt uns nicht, diese

falls anging und vielleicht noch viel mehr anging, als Aljoscha sich früher gedacht hatte. Es stellte sich plötzlich sogar etwas Rätselhaftes heraus. Sein Bruder Iwan war ihm einen Schritt nähergetreten, was er sich lange schon gewünscht hatte, und siehe da, jetzt fühlte er plötzlich, daß ihn diese Annäherung erschreckte. Und jene Frauen? Wie sonderbar: vorhin war er so unruhig und befangen gewesen, als er sich zu Katerina Iwanowna auf den Weg gemacht hatte, nun aber beeilte er sich, schneller zu ihr hinzukommen, ganz als ob er erwartete, bei ihr Rat zu finden. Und doch war es jetzt schwerer, den Auftrag auszurichten als vorhin: die Geldangelegenheit war endgültig entschieden, und Dmitrij, so sagte sich Aljoscha, würde sich jetzt für ehrlos und hoffnungslos verloren halten und darum sich auch in nichts mehr zügeln, sondern sich geradeaus und kopfüber in den Abgrund stürzen. Und zudem hatte er noch befohlen, Katerina Iwanowna auch über diesen letzten Auftritt zu berichten.

Es war schon sieben Uhr und es dämmerte bereits, als Aljoscha bei Katerina Iwanowna eintrat. Sie hatte ein sehr geräumiges und bequemes Haus an der Großen Straße gemietet. Aljoscha wußte, daß sie hier mit zwei Tanten wohnte; die eine war nur die Tante ihrer Stiefschwester Agáfja Iwanowna. Das war jene schweigsame Person, die Katerina Iwanowna im Hause ihres Vaters, damals, als sie aus dem Institut nach Hause gekommen war, wie eine Magd bedient hatte. Die andere Tante dagegen war eine vornehme, doch gleichfalls arme Dame, eine Moskowiterin. Es hieß, beide gehorchten in allen Dingen Katerina Iwanowna und wohnten bei ihr nur als »Anstandsdamen«. Katerina Iwanowna jedoch gehorchte nur ihrer Gönnerin, der alten Generalin, die krankheitshalber in Moskau geblieben war und der sie wöchentlich zwei Briefe mit ausführlichen Nachrichten über sich schreiben mußte.

Als Aljoscha in das Vorzimmer trat und die Zofe, die ihm die Tür geöffnet hatte, bat ihn anzumelden, schien man im Saal von seiner Ankunft schon zu wissen (vielleicht hatte

»Auspeitschen müßte man sie, auf dem Schafott, durch den Henker, öffentlich! . . .«

Aljoscha zog sich erschrocken zur Tür zurück.

»Aber, o Gott!« rief plötzlich Katerina Iwanowna, die Hände ringend. »Er! er hat so ehrlos sein können, so unmenschlich! Er hat dieser Dirne erzählt, was dort war, damals, an jenem verhängnisvollen, verfluchten, ewig verfluchten Tag! ,Sie sind doch selber Ihre Schönheit verkaufen gegangen, liebes Fräulein! Und sie weiß das! Ihr Bruder ist ein ehrloser Schuft, Alexei Fjodorowitsch!«

Aljoscha wollte etwas sagen, aber er fand kein einziges Wort. Sein Herz krampfte sich zusammen vor Schmerz.

»Gehen Sie fort, Alexei Fjodorowitsch! Ich schäme mich, mir ist so furchtbar zumut! Morgen . . . ich flehe Sie an, kommen Sie morgen! Verurteilen Sie mich nicht, verzeihen Sie, ich weiß noch nicht, was ich mir antun werde!«

Aljoscha trat nahezu taumelnd hinaus auf die Straße. Er wollte gleichfalls weinen wie sie. Da kam ihm das Stubenmädchen nachgelaufen.

»Das gnädige Fräulein haben vergessen, diesen Brief von Fräulein Chochlakóff zu übergeben; er lag schon seit Mittag bei ihr.«

Aljoscha nahm ganz mechanisch das rosafarbene Brieflein entgegen und steckte es, ohne sich dessen bewußt zu werden, in seine Tasche.

XI

Noch ein vernichteter Ruf

Das Kloster war nur etwas über eine Werst von der Stadt entfernt. Aljoscha schritt eilig aus auf der zu dieser Stunde völlig einsamen Landstraße. Die Nacht brach schon an: auf dreißig Schritt konnte man die Gegenstände nur noch schwer unterscheiden. Ungefähr auf der Hälfte des Weges kam ein Kreuzweg. Dort am Kreuzweg stand an einem einsamen

Silberweidenbaum eine Menschengestalt. Kaum hatte Aljoscha den Kreuzweg betreten, als die Gestalt sich vom Baum löste, ihm entgegenstürzte und mit grimmig wilder Stimme rief:

»Den Beutel oder das Leben!«

»Ach, du bist es, Mitja!« rief Aljoscha erstaunt aus, nachdem er zuerst doch heftig zusammengefahren war.

»Hahaha! Das hattest du wohl nicht erwartet? Ich fragte mich: wo soll ich dich erwarten? Bei ihrem Hause? Von dort aber führen drei Wege hierher, und ich könnte dich verfehlen. Endlich kam ich darauf, hier zu warten, denn hier muß er unbedingt vorübergehen, dachte ich, einen anderen Weg gibt's nicht zum Kloster. Nun, sag die Wahrheit, schone mich nicht... Aber was ist mit dir?«

»Nichts, Mitja... du hast mich nur so erschreckt. Ach, Dmitrij! Vorhin — dieses Blut des Vaters...« Aljoscha schluchzte auf; er hatte schon lange in Tränen ausbrechen wollen, jetzt aber war ihm, als ob in seiner Seele plötzlich etwas zerrisse. »Du hättest ihn beinahe erschlagen... Du verfluchtest ihn... und jetzt... hier... jetzt scherzest du noch... Beutel oder Leben!«

»Ach ja, nun — was? Unpassend, nicht? Paßt nicht zu meiner Lage?«

»Ach nein, nicht das... ich war nur so...«

»Wart, bleib stehen!... Schau dir diese Nacht an!... Sieh: wie dunkel die Nacht ist, die Wolken, sieh, wie dunkel, und Welch ein Wind sich erhoben hat! Ich hatte mich hier unter der Weide versteckt, erwartete dich, und plötzlich ein Gedanke (bei Gott!): Wozu sich denn noch weiter plagen, worauf noch warten? Hier ist eine Weide, ein Taschentuch hast du, ein Hemd hast du, eine Schlinge läßt sich im Augenblick zusammendrehen, obendrein noch Hosenträger, und — nicht mehr die Erde belasten, sie nicht mehr durch dein niedriges Leben entehren! Da höre ich, ein Mensch kommt — du! Herrgott, es war ganz, als ob plötzlich etwas zu mir niederschwebte: also gibt es doch noch einen Menschen, den auch

Doktor Herzenstube erwarten können. Er sagte, er könne es sich nicht erklären und man müsse abwarten. Dieser Herzenstube sagt jedesmal, wenn er kommt, er könne es sich nicht erklären.. Wie Sie sich aber dem Hause näherten, schrie sie auf, bekam ihren Anfall und befahl dem Mädchen, sie hierher in ihr früheres Zimmer zu fahren...«

»Aber Mama, ich wußte ja gar nicht, daß er sich dem Hause näherte, ich wollte durchaus nicht deswegen in dieses Zimmer gefahren werden!«

»Du solltest nicht lügen, *Lise*, ich habe selbst gesehen, wie Julia mit der Nachricht zu dir gelaufen kam, daß Alexei Fjodorowitsch zu uns käme; sie hatte ja die ganze Zeit auf deinen Befehl Wache gestanden.«

»Liebstes Mamachen, das ist wirklich furchtbar wenig geistreich von Ihnen! Wenn Sie mir aber einen großen Gefallen erweisen wollen, so sagen Sie, bitte, liebste Mama, dem sehr geehrten Herrn Alexei Fjodorowitsch, daß er schon allein dadurch, daß er heute zu uns kommt, nach allem, was gestern geschehen ist, und obgleich man sich hier über ihn lustig macht, nur beweist, wie wenig Scharfsinn er besitzt!«

»*Lise*, du erlaubst dir wirklich unerhört viel! Sei versichert, daß ich endlich zu strengen Maßregeln greifen werde! Wer soll sich denn hier über ihn lustig machen? Ich freue mich so sehr, daß er gekommen ist — ich habe ihn so nötig, er ist mir ganz unentbehrlich! Ach, Alexei Fjodorowitsch, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin!«

»Aber was fehlt Ihnen denn, liebste Mama?«

»Ach, immer deine Kapricen, *Lise*, deine Unbeständigkeit, deine Krankheit, diese furchtbare Nacht, dein Fieber, dieser fürchterliche, ewige Herzenstube; ach, das Schreckliche ist ja, daß es ewig, ewig und ewig dasselbe ist! Und überhaupt alles, alles... Und dann kommt noch dieses Wunder hinzu! O, Sie wissen nicht, Alexei Fjodorowitsch, wie mich dieses Wunder erschüttert hat! Und jetzt hier in meinem Salon diese ganze Tragödie! Nein, nein, das kann ich nicht ertragen, das kann ich nicht, ich sage es Ihnen im voraus, daß ich es

Zwar habe ich noch keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken, aber ich denke doch, daß ich eine bessere Frau als Sie nicht finden werde, und der Staretz gebietet mir zu heiraten . . .«

»Aber ich bin doch ein Krüppel, man fährt mich ja im Rollstuhl!« sagte Lisa mit verlegenem Lachen, und ihre Wangen erglühten.

»Ich werde Sie selbst im Rollstuhl fahren; übrigens bin ich überzeugt, daß Sie bis dahin wieder gesund sein werden.«

»Aber Sie sind ja verrückt!« fuhr Lisa nervös fort. »Aus einem kleinen Spaß solch einen Unsinn zu machen! . . . Ach, da ist ja auch Mamachen . . . vielleicht sehr zur rechten Zeit gekommen. Mama, wie Sie sich immer verspäten, wie kann man nur alles so langsam machen! Julia kommt schon aus dem Keller mit dem Eis zurück!«

»Ach, *Lise*, wenn du doch nicht immer so schreien wolltest, das ist wirklich das Furchtbarste. Von diesem Schreien werde ich noch . . . was kann ich denn dafür, wenn du die Scharpie an einen anderen Ort getan hast . . . Ich suchte und suchte . . . Ich vermute stark, daß du sie absichtlich vorher versteckt hast . . .«

— »Aber wie konnte ich's denn wissen, daß er mit einem gebissenen Finger ankommen würde, sonst, allerdings — hätte ich es vielleicht wirklich mit Absicht getan. Meine liebe Engelsmama, Sie fangen wirklich an, außergewöhnlich geistreiche Sachen zu sagen.«

»Ach, meinertwegen, aber denk doch nur, *Lise*, Welch eine Erschütterung das für die Nerven ist, dieser gebissene Finger und alles andere noch dazu! Ach, lieber Alexei Fjodorowitsch, mich töten nicht die Einzelheiten, nicht irgend so ein Herzenstube, sondern alles zusammen, dieses ewige Vielerlei als Ganzes, das ist es, was mich umbringt!«

»Ach, Mama, lassen Sie doch den armen Herzenstube in Ruh«, sagte Lisa vergnügt, »geben Sie mir nur schneller die Scharpie und das Wasser. Es heißt einfach Bleiwasser, Alexei Fjodorowitsch, jetzt ist mir der Name wieder eingefallen; es ist großartig zu Kompressen. Mama, stellen Sie sich nur

sie ihm im letzten Monat wieder und wieder gekommen waren. »Was verstehe ich denn von Liebe und von Frauen, und wie kann ich nur solche Schlüsse ziehen«, sagte er sich reumütig, wenn er wieder ähnliches gedacht hatte. Und doch war es unmöglich, nicht zu denken. Er erriet instinktiv, daß diese Nebenbuhlerschaft im Schicksal seiner beiden Brüder eine der wichtigsten Fragen war, von der vieles abhing. »Das eine Geschmeiß wird das andere Geschmeiß verschlingen«, hatte Iwan gestern in der Gereiztheit vom Vater und vom Bruder Dmitrij gesagt. Also war Dmitrij in seinen Augen ein Geschmeiß, und das vielleicht schon lange? Oder sollte er es nicht erst seit dem Augenblick geworden sein, wo Iwan Katerina Iwanowna kennengelernt hatte? Diese Worte waren ihm natürlich halb aus Versehen entschlüpft, doch um so bedeutungsvoller waren sie dann, wenn er sie vielleicht gegen seinen Willen laut ausgesprochen hatte. Wenn das aber wirklich so war, wie konnte man dann noch auf eine friedliche Lösung hoffen? Gab es dann nicht noch neue Ursachen zu Haß und Feindschaft in ihrer Familie? Und vor allen Dingen, wen sollte er, Aljoscha, dann bedauern und was einem jeden von ihnen wünschen? Er liebte sie beide, aber was sollte er ihnen inmitten so furchtbarer Widersprüche raten? In diesem Labyrinth konnte man sich ja noch ganz und gar verlieren! Aljoschas Herz aber vermochte die Ungewißheit nicht zu ertragen, denn der Charakter seiner Liebe war immer tätige Liebe. Passiv zu lieben, war ihm nicht gegeben; hatte er etwas lieb gewonnen, so wollte er auch sofort helfen. Um aber hier zu helfen, mußte er zuerst die Wahrheit wissen, mußte er ein festes Ziel vor sich sehen; doch statt dessen sah er nur Unklarheit und Irrwege. »Vergewaltigung der eigenen Person und ein Vergewaltigenwollen des Schicksals« — das war es! Doch was konnte er davon verstehen? Verstand er doch nicht einmal das erste Wort in diesem ganzen Durcheinander!

Als Katerina Iwanowna Aljoscha erblickte, sagte sie hastig und erfreut zu Iwan, der sich schon erhoben hatte:

zwei Worten ausdrücken; ich habe mich schon entschlossen: selbst wenn er jenes . . . Geschöpf heiraten sollte«, fuhr sie feierlich fort, »dem ich niemals, niemals verzeihen kann, so werde *ich ihn gleichwohl nicht aufgeben!* Von nun an werde ich ihn schon nie, nie mehr aufgeben!« wiederholte sie wie in einer gewaltsamen Steigerung einer blassen, gleichsam künstlichen Begeisterung. »Ich will damit natürlich nicht sagen, daß ich ihm nun überallhin nachlaufen, mich beständig in seinen Weg, vor seine Augen drängen, ihn quälen werde — o nein! Ich werde in eine andere Stadt ziehen, gleichviel wohin, aber ich werde ihn mein ganzes Leben, mein ganzes Leben lang nicht aus dem Auge lassen. Wenn er aber mit jener unglücklich wird, und das wird ja bestimmt sofort geschehen, dann möge er zu mir kommen und in mir einen Freund, eine Schwester finden . . . Selbstverständlich nur eine Schwester . . . und das so für immer, aber er wird sich dann endlich überzeugen, daß diese Schwester in der Tat seine Schwester ist, die ihn wirklich liebt und ihm ihr ganzes Leben zum Opfer gebracht hat. Ich werde es erreichen, werde es durchsetzen, daß er mich endlich kennenlernt und mir alles, ohne sich zu schämen, gesteht!« stieß sie erregt, fast wie in Ekstase hervor. »Ich werde sein Gott sein, zu dem er betet — wenigstens das ist er mir für seinen Verrat und für das, was ich gestern durch ihn erlitten habe, schuldig. Und so mag er denn allezeit sehen, daß ich ihm mein ganzes Leben lang treu bleibe und mein Wort, das ich ihm einmal gegeben habe, halte, halte, obgleich er mir untreu ist und mich verraten hat. Ich werde . . . ich werde mich in ein Mittel zu seinem Glück verwandeln, wenn man so sagen kann (oder wie soll man das ausdrücken?), in ein Instrument, in eine Maschine für sein Glück und das fürs ganze Leben, *mein* ganzes Leben lang, und damit er es hinfort *sein* ganzes Leben lang erfährt! Das ist mein fester Entschluß! Iwan Fjodorowitsch billigt ihn und stimmt mir in allem vollkommen bei.«

Sie schöpfte Atem. Vielleicht hatte sie ihren Gedanken viel würdiger, geschickter und natürlicher ausdrücken wol-

und wie die ihm darauf antworteten! So etwas ist sehr gefährlich; sie können ihn totschiagen, es sind doch dumme Kinder; der Stein fliegt und kann den Kopf treffen.«

»Und hat auch schon getroffen, nur nicht den Kopf, wohl aber die Brust: oberhalb des Herzens hat er einen blauen Fleck. Er kam weinend nach Haus, stöhnte, und jetzt ist er davon krank geworden.«

»Aber er greift sie ja zuerst an, fällt als erster über sie her! Er will sich für Sie rächen. Die Jungen sagten, er habe einen Mitschüler, Krassótkin, mit dem Federmesser ins Bein gestochen...«

»Ich weiß, die Sache kann gefährlich werden. Krassótkin ist der Sohn eines hiesigen Beamten, da kann es noch Unannehmlichkeiten geben...«

»Ich würde Ihnen raten«, fuhr Aljoscha fort, »ihn eine Zeitlang überhaupt nicht zur Schule zu schicken, bis er sich beruhigt hat... und dieser Zorn sich legt...«

»Zorn!« griff der Hauptmann sofort das Wort auf, »Sie haben es richtig benannt. Er ist ein kleines Wesen, aber sein Zorn ist um so größer. Sie kennen noch nicht alles. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die ganze Geschichte erzähle. Die Sache ist nämlich die, daß ihn seit der Zeit alle Jungen in der Schule ‚Bastwisch‘ zu necken begonnen haben. Kinder sind in der Schule ein unbarmherziges Volk: einzeln sind sie die reinen Engel Gottes, als ganze Schar aber, besonders in der Schule, sind sie oft erbarmungslos. So haben sie ihn denn geneckt, in ihm aber ist da der adlige Geist erwacht, — und ist aufgesprungen! Ein gewöhnlicher Junge ist meist ein gleichgültiger Sohn — der hätte sich in diesem Falle geduckt, würde sich seines Vaters geschämt haben. Iljuscha dagegen hat sich als einzelner gegen alle für den Vater erhoben. Für den Vater und für die Wahrheit. Für die Gerechtigkeit. Denn was er damals, als er Ihrem Bruder die Hand küßte und ihn anflehte: ‚Verzeihen Sie meinem Papa!‘ — was er damals empfunden hat, das weiß nur Gott allein... und ich. So lernen unsere Kinderchen — das heißt, nicht Ihre, son-

dern unsere, die Kinder der verachteten, aber adeligen Armen, ja, so lernen unsere Kinderchen die Wahrheit auf Erden schon mit neun Jahren kennen. Wie sollten das die Reichen! Die kommen zeitlebens nicht bis zu dieser Tiefe! Mein Iljuscha aber hat in dem Augenblick, als er dort auf dem Platz die Hand küßte, in demselben Augenblick hat er die ganze Wahrheit erfaßt. Diese Wahrheit hat ihn getroffen und auf ewig verletzt«, sagte heiß und leidenschaftlich der Hauptmann und schlug sich dabei mit der rechten Faust in die linke Hand, als ob er damit zeigen wollte, wie die »Wahrheit« seinen Iljuscha getroffen und erfüllt hatte. »... An jenem Tage begann er zu fiebern und phantasierte die ganze Nacht. Er sprach nur wenig mit mir, schwiag schließlich ganz, nur bemerkte ich — wie er aus der Ecke auf mich schaut, schaut und sich immer mehr zum Fenster wendet und tut, als lerne er seine Aufgaben, aber ich merke doch, daß er nicht Aufgaben im Sinn hat. Am nächsten Tag betrank ich mich vor Leid, weiß nicht mehr viel von diesem Tage, bin ein sündiger Mensch. Mütterchen hatte auch angefangen zu weinen — Mütterchen habe ich sehr lieb — nun, und so hatte ich mich denn berauscht. Sie, Verehrtester, verachten Sie mich nicht: in Rußland sind die Trinker die besten Menschen. Die allerbesten Menschen sind bei uns die allerbetrunkensten. Ich lag also am zweiten Tag da und weiß nicht mehr viel von Iljuscha; gerade an diesem Tage aber hatten die Schüler ihn zu necken begonnen: ‚Bastwisch‘, haben sie ihm zugeschrien, ‚dein Vater ist am Bastwisch auf den Großen Platz hinausgezogen worden, du aber bist nebenhergelaufen und hast um Verzeihung gebeten.‘ Am dritten Tag kam er wieder aus der Schule, nur sehe ich — er ist gar nicht wiederzuerkennen, ganz bleich. ‚Was fehlt dir?‘ frage ich. Er schweigt. Nun, im Zimmer kann man nicht gut reden, da mischen sich gleich Mütterchen und die Mädchen hinein — zudem hatten die Mädchen alles gleich am ersten Tag erfahren. Warwara Nikolajewna begann schon zu brummen: ‚Der Bajazzo, kann er denn je etwas Vernünftiges tun?‘ — ‚Ganz recht‘,

freut, hätte er seine Freude nicht so offen gezeigt, hätte er sich verstellt, sich geziert, so wie andere es tun, nun, dann hätte er es vielleicht noch ertragen und das Geld angenommen. So aber hatte er sich nun einmal gar zu unverhohlen gefreut, und das war es, was ihn kränkte. Ach *Lise*, er ist ein ehrlicher und guter Mensch, das ist ja das ganze Unglück in solchen Fällen! Während der ganzen Zeit, da er vor Freude sich überhastend sprach, war seine Stimme so schwach, so haltlos, und er sprach so schnell, er schien gleichsam zu kichern, oder vielleicht weinte er auch schon . . . ja, er weinte, dermaßen groß war sein Glück . . . Und auch von seinen Töchtern erzählte er . . . und auch von der Anstellung, die man ihm in einer anderen Stadt versprochen haben soll . . . Und kaum hatte er sein ganzes Herz ausgeschüttet, als er sich plötzlich dessen schämte — daß er vor mir seine ganze Seele so entblößt hatte. Und da mag er mich denn geradezu gehaßt haben. Er gehört zu den übermäßig verschämten Armen. Am meisten aber kränkte ihn, daß er mich so schnell zu seinem Freunde gemacht, sich mir so schnell ergeben hatte. Zuerst hatte er mich stolz angefahren, wie er aber dann das Geld sah, war er mir fast um den Hals gefallen. Er berührte mich ja immerzu mit den Händen. Ja, das war es, was ihn kränkte, geradeso mußte er diese ganze Erniedrigung empfinden, und ausgerechnet in diesem Augenblick machte ich dann noch den großen Fehler . . . Ich sagte ihm plötzlich, er werde noch mehr Geld bekommen, wenn dies zur Reise nicht ausreichte, und auch ich werde ihm von meinem Gelde geben, soviel er nur brauche. Das aber machte ihn sofort stutzig. Warum, fragte er sich wohl, warum kommt denn jetzt auch dieser noch mit seinem Gelde? Wissen Sie, *Lise*, es ist furchtbar bedrückend für einen beleidigten Menschen, wenn sich plötzlich alle noch als seine Wohltäter aufspielen . . . habe ich sagen hören. Der Staretz hat das einmal gesagt. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, aber auch mir ist das schon aufgefallen. Ich würde das ja gewiß auch so empfinden. Und sehen Sie, wenn er auch

Gefühle haben? Bei seiner Unbildung kann er doch überhaupt nichts fühlen. Und von Kindesbeinen an ist es mir, wenn ich dies ‚und eine Kleinigkeit‘ höre, als müßt ich die Wände hinaufklettern. Ich hasse ganz Rußland, Márja Kondratjewna.«

»Ach, sagen Sie so was nicht! Wenn Sie ein Junkerlein oder ein schmucker Husar wären, würden Sie das nicht sagen, sondern den Säbel herausziehen und ganz Rußland verteidigen!«

»Ich will nicht nur kein Junker sein, ich will sogar, daß alle Soldaten abgeschafft werden.«

»Und wenn der Feind kommt, wer wird uns dann beschützen?«

»Das ist auch gar nicht nötig. Im Jahre zwölf dieses selbigen Jahrhunderts gab es einen großen Heereszug nach Rußland von dem Kaiser Napoleon, dem französischen, dem Ersten, dem Vater des jetzigen, und es wäre mannigfaltig gut gewesen, wenn uns diese selben Franzosen damals besiegt und uns sich unterworfen hätten: eine kluge Nation hätte dann eine äußerst dumme unterworfen und sich einverleibt. Dann würden jetzt ganz andere Gesetze und Ordnungen hier herrschen.«

»Als ob dort bei denen alles so viel besser wäre als bei uns! Ich würde gar manchen von unseren Stutzerchen nicht einmal gegen drei junge Engländer eintauschen«, sagte schmachmend Marja Kondratjewna, die diese Worte wahrscheinlich mit dem süßesten Augenaufschlag begleitete.

»Das kommt drauf an, wer wem gefällt.«

»Und Sie sind doch selbst wie ein echter Ausländer, da seh' Sie doch einer nur an, ganz wie ein Ausländer, das sage ich Ihnen ohne Beschönigung!«

»Wenn Sie was wissen wollen, so lassen Sie sich gesagt sein, daß in der Verderbnis die Ausländer wie die Inländer alle durch die Bank gleich sind. Alle sind sie dieselbigen, nur daß der dortige in Lackstiefeln geht, unser hiesiger aber in seiner Armut stinkt und darin nicht einmal was Schlech-

scher Zug, das ist wahr, und auch in dir steckt unbedingt dieser Lebensdurst, aber warum soll er denn etwas Gemeines sein? Es gibt noch so ungeheuer viel Zentripetalkraft auf unserem Planeten. Leben will man, Aljoscha, und ich lebe, wenn auch wider die Logik. Mag ich auch an die Ordnung der Dinge nicht glauben, so sind mir doch teuer die klebrigen Blättchen, die im Frühling aus prallen Knospen aufbrechen, teuer ist mir der hohe blaue Himmel, teuer gar mancher Mensch, den man mitunter, wirst du's mir glauben, liebt, ohne zu wissen warum. Teuer ist mir manch eine Menschentat, an die zu glauben man vielleicht schon längst aufgehört hat, die aber das Herz in alter Erinnerung immer noch hoch und heilig hält . . . Da kommt deine Fischsuppe. Nun, laß sie dir gut schmecken, sie wird hier vorzüglich zubereitet . . . Ich will nach Europa reisen, Aljoscha, gleich von hier aus; obschon ich weiß, daß ich auf einen Friedhof fahre, aber es ist doch der teuerste, allerteuerste Friedhof, das ist schon so! Teure Tote liegen dort begraben, jeder Stein über ihnen gibt Kunde von einem so heißen vergangenen Leben, von so leidenschaftlichem Glauben an die vollbrachten eigenen Heldentaten, an die eigene Wahrheit, an den eigenen Kampf und an die eigene Wissenschaft, daß ich, ich weiß es im voraus, zur Erde niederfallen, diese Steine küssen und über ihnen weinen werde — obschon ich zugleich mit meinem ganzen Herzen überzeugt sein werde, daß dies alles schon längst ein Friedhof ist und in keinem Fall mehr als das. Und nicht aus Verzweiflung werde ich weinen, sondern einfach aus dem Grunde, weil Tränen auch eine Art Glück sein können, wenn man sich am eigenen Ergriffensein berauscht. Die kleinen klebrigen Frühlingsblätter, den hohen blauen Himmel liebe ich! Hier handelt es sich nicht um Verstand, nicht um Logik, hier liebt man mit dem gesamten Innern, mit dem ganzen Eingeweide, seine eigenen ersten Jugendkräfte liebt man! . . . Aljoscha, begreifst du etwas von meinem Gefasel, oder ist dir alles unverständlich?« fragte Iwan plötzlich auflachend.

»O, ich verstehe nur zu gut: mit dem gesamten Innern, mit dem ganzen Eingeweide möchte man lieben, — das hast du wunderbar gesagt, und es freut mich furchtbar, daß du so stark leben möchtest«, sagte Aljoscha lebhaft. »Ich glaube, alle sollten auf der Welt zu allererst das Leben lieben lernen.«

»Und das Leben mehr lieben als den Sinn des Lebens?«

»Unbedingt so, gerade vor der Logik das Leben lieben lernen, wie du sagst, unbedingt vor der Logik, dann erst werde ich auch den Sinn begreifen. Das habe ich schon lange gehant. Damit ist die Hälfte deiner Aufgabe bereits getan, die eine Hälfte schon erworben, Iwan: du liebst das Leben. Jetzt mußt du dich um deine zweite Hälfte bemühen, und du bist gerettet.«

»Du bist schon beim Retten, aber ich ging ja vielleicht gar nicht unter! Aber worin besteht sie denn, diese — ‚zweite Hälfte‘?«

»Darin, daß du deine Toten auferweckst, die vielleicht gar nicht gestorben sind. Nun, reich mir bitte den Tee. O, es freut mich so, Iwan, daß wir miteinander reden!«

»Aber du scheinst ja, wie ich sehe, ganz begeistert zu sein. Weißt du, ich liebe über alles solche professions de foi, gerade von solchen . . . Novizen. Du stehst als Mensch auf festem Boden, Alexei. Ist es wahr, daß du das Kloster verlassen willst?«

»Ja, es ist wahr. Mein Staretz schickt mich in die Welt.«

»Dann werden wir uns wohl noch wiedersehen in der Welt, vor jenem dreißigsten Jahr, wenn ich beginnen werde, mich vom Becher loszureißen. Der Vater will sich von seinem Becher nicht vor dem siebzigsten losreißen, träumt womöglich von achtzig Jahren, hat es mir sogar selbst ganz offen gesagt, und zwar im Ernst, obgleich er doch sonst nichts ernst nimmt . . . als Narr. Fußt auf seiner Wollust und steht auf ihr, als ob sie ein Fels wäre . . . allerdings gibt es ja nach dem dreißigsten Jahr schwerlich etwas anderes, worauf man sich noch stellen könnte . . . Aber bis

»Du meinst – vorhin mit Katerina Iwanowna?«

»Ja, mit ihr; ich machte mich einfach los. Und was ist denn dabei? Was geht mich Dmitrij an? Dmitrij hat nichts damit zu tun! Ich hatte ganz Persönliches mit Katerina Iwanowna zu erledigen. Du weißt doch selbst, daß Dmitrij sich so aufgeführt hat, als ob er sich mit mir verabredet hätte. Ich habe ihn um nichts gebeten, er aber hat sie mir freiwillig und feierlich ‚übergeben‘ und hat mir noch seinen Segen geschenkt. Das klingt ja wirklich fast lachhaft. Nein, Aljoscha, nein, wenn du wüßtest, wie leicht ich mich jetzt fühle! Ich saß hier und speiste, und – wirst du’s mir glauben? – wollte mir schon Champagner bestellen, um die erste Stunde meiner Freiheit zu feiern. Pfui Teufel, fast ein halbes Jahr lang hat das gedauert – und mit einem Schlage ist man von allem befreit! Nein, hätte ich gestern auch nur ahnen können, daß man nur zu wollen braucht, und daß es einen nichts kostet, ein Ende zu machen!«

»Sprichst du von deiner Liebe, Iwan?«

»Von meiner Liebe . . . wenn du willst, ja. Ich hatte mich in ein junges, stolzes Institutsfräulein verliebt. Ich quälte mich mit ihr und sie quälte mich. Hatte mich da verbissen . . . und plötzlich bin ich von allem befreit! Vorhin bei Chochlakoffs sprach ich noch innerlich erregt, als ich aber hinaustrat, da lachte ich auf – und du kannst mir glauben, daß ich fröhlich lachte. Ja, buchstäblich!«

»Du sprichst auch jetzt so heiter«, bemerkte Aljoscha, der sich aufmerksam in das Gesicht des Bruders hineinsah.

»Woher sollte ich denn wissen, daß ich sie überhaupt nicht liebte! Haha! Und da hat es sich nun herausgestellt! Aber wie sie mir doch gefallen hat! Wie sie mir sogar heute gefiel, vorhin, als ich die Predigt hielt! Und weißt du, auch jetzt gefällt es mir maßlos, – und doch fällt es mir so leicht, sie zu verlassen. Du glaubst wohl, ich wolle renommieren?«

»Nein. Nur war das vielleicht keine Liebe.«

»Aljoschka«, sagte Iwan lachend, »laß dich bloß nicht auf Erörterungen über Liebe ein! Für dich schickt sich das nicht.

Frühe fahren werde . . . Doch übrigens, vielleicht auch in der Frühe. — Wirst du's mir glauben, daß ich nur deswegen hier gespeist habe, um nicht mit dem Alten zusammen zu speisen, dermaßen zuwider ist er mir geworden. Allein seinetwegen wäre ich schon längst abgereist. Warum beunruhigt es dich übrigens so, daß ich verreise? Wir haben jedenfalls bis zu meiner Abfahrt noch Gott weiß wieviel Zeit. Eine ganze Ewigkeit Zeit, die ganze Unsterblichkeit!«

»Aber wenn du doch morgen fortfährst, was ist das dann noch für eine Ewigkeit?«

»Was geht das uns beide an?« fragte Iwan lachend. »Wir haben doch noch Zeit, auszusprechen, was wir uns zu sagen haben, eben dieses, weswegen wir hier zusammengekommen sind! Warum siehst du mich so erstaunt an? Antworte mir: zu welchem Zweck sind wir hier zusammengekommen? Um von der Liebe zu Katerina Iwanowna zu sprechen, oder von dem Alten und Dmitrij? Oder vom Ausland? Von der verhängnisvollen Lage Rußlands? Vom Empereur Napoleon? Nun, deswegen etwa?«

»Nein, nicht deswegen.«

»Also begreifst du es selbst, weswegen. Den anderen mag so etwas gleichgültig sein, uns aber, uns ‚Milchbärten‘, ist es nicht einerlei, wovon wir reden. Wir müssen vor allen anderen Dingen die uralten ewigen Fragen lösen, das ist doch jetzt unsere einzige Sorge. Ganz Jung-Rußland tut doch heutzutage nichts anderes, als über die ewigen Fragen debattieren. Gerade heutzutage, gerade jetzt, wo alle Alten sich plötzlich an die praktischen Fragen gemacht haben. Warum hast du mich in diesen drei Monaten so erwartungsvoll angeschaut? Um mich zu befragen: ‚Woran glaubst du, oder glaubst du überhaupt nicht?‘ — das war es doch, was Ihre Blicke fragten, Alexei Fjodorowitsch, oder war es das mitnichten?«

»Nun ja, meinerwegen war es das«, sagte Aljoscha lächelnd. »Du machst dich doch nicht lustig über mich, Bruder?«

»Ich mich lustig machen? Ich werde doch mein kleines Brüderlein, das mich drei Monate lang so erwartungsvoll angeschaut hat, nicht betrüben wollen! Aljoscha, sieh mich einmal ganz offen an: Sieh, ich bin doch genau solch ein Knabe wie du, nur mit dem einen Unterschied, daß ich kein Novize bin. Wie pflegen nun unsere russischen Knaben bis jetzt vorzugehen? Das heißt, manche? Nun, hier haben wir zum Beispiel das nach Speisedüften riechende Lokal, und da kommen sie denn zusammen und setzen sich in eine Ecke. Haben sich bis dahin zeitlebens nicht gekannt, und wenn sie das Gasthaus verlassen, werden sie sich wieder vierzig Jahre lang nicht kennen. Wovon werden sie nun sprechen, wenn sie diesen einen Augenblick in der Gasthausecke erhascht haben? Selbstverständlich von den Weltfragen: Gibt es einen Gott? Gibt es Unsterblichkeit? Diejenigen aber von ihnen, welche an Gott nicht glauben, nun, die sprechen über Sozialismus und Anarchismus, über die Änderung der ganzen Menschheit durch einen neuen Staat, so daß es schließlich auf den reinen Teufel hinauskommt, — das sind doch alles dieselben Fragen, nur vom anderen Ende her. Und welche ungläubliche Menge der originellsten russischen Knaben tut heutzutage nichts anderes, als über diese ewigen Fragen reden! Habe ich nicht recht?«

»Ja, für die echten Russen sind die Fragen, ob es einen Gott und ob es Unsterblichkeit gibt oder, wie du soeben sagtest, die Fragen vom anderen Ende aus, natürlich die wichtigsten Fragen, die allem andern vorangehen, — so muß es auch sein«, sagte Aljoscha, der seinen Bruder immer noch mit demselben stillen, forschenden Lächeln betrachtete.

»Sieh, Aljoscha, ein russischer Mensch zu sein, ist zuweilen schon gar nicht klug, doch etwas Dümmeres als das, womit sich jetzt die russischen Knaben beschäftigen, kann man sich nicht einmal vorstellen. Nur *einen* russischen Knaben, den Aljoscha, den liebe ich trotzdem über alles.«

»Wie nett du das eingefädelt hast«, sagte Aljoscha auf-lachend.

»Nun, sag also, womit wir beginnen sollen? Es soll geschehen, wie du befehlst. — Mit Gott? — Ob Gott existiert, nicht wahr?«

»Womit du willst, damit beginne, meinewegen auch, vom anderen Ende aus'. Du erklärtest doch gestern beim Vater, daß es Gott nicht gebe«, sagte Aljoscha mit plötzlich forschendem Blick geradeaus in die Augen des Bruders.

»Gestern bei Tisch neckte ich dich absichtlich damit — um den Alten war es mir nicht zu tun — und ich sah es wohl, wie deine Augen aufblitzten. Ich bin gar nicht abgeneigt, nochmals mit dir auf dieses Thema einzugehen. Ich meine das vollkommen im Ernst. Ich möchte gern, daß wir uns nähertreten, Aljoscha, denn ich habe keinen Freund. Ich will es einmal versuchen. Nun, stelle dir mal vor, vielleicht erkenne auch ich Gott an«, sagte Iwan lachend. »Das kommt dir wohl unerwartet, wie?«

»Ja, natürlich, wenn du nur jetzt nicht scherzest!«

»Scherzest! Das sagst du, weil gestern beim Staretz gesagt wurde, ich scherzte bloß. Sieh, mein Liebling, im achtzehnten Jahrhundert lebte ein großer Sünder, und der hat von Gott gesagt: S'il n'existait pas, il faudrait l'inventer. Und tatsächlich hat sich der Mensch Gott ausgedacht. Doch nicht das ist sonderbar, nicht das wäre wunderbar, daß Gott tatsächlich existiert, wohl aber ist wunderbar, daß solch ein Gedanke — der Gedanke von der Unentbehrlichkeit Gottes — in den Kopf eines so wilden und böartigen Tieres, wie es der Mensch ist, hat kommen können: dermaßen heilig, dermaßen rührend, dermaßen weise ist er, und dermaßen große Ehre macht er den Menschen. Was nun mich dabei anbetrifft, so habe ich schon vor langer Zeit beschlossen, nicht mehr darüber nachzudenken, ob der Mensch Gott oder Gott den Menschen geschaffen hat. Auch werde ich, versteht sich, nicht etwa anfangen, alle zeitgenössischen Axiome der russischen Knaben durchzunehmen — Axiome, die alle ohne Ausnahme aus europäischen Hypothesen entstanden sind; denn was dort Hypothese ist, das ist bei

unseren russischen Knaben sofort Axiom, und nicht nur bei den Knaben, sondern auch bei unseren Professoren, denn auch die russischen Professoren sind jetzt sehr häufig selbst nichts anderes als solche kleinen russischen Knaben. Darum übergehe ich alle Hypothesen. Worin besteht aber unsere Aufgabe? Nun, selbstverständlich darin, daß ich dir so schnell wie möglich mein ganzes Wesen erkläre, das heißt, was ich für ein Mensch bin, woran ich glaube, worauf ich hoffe. Nicht wahr, das ist es doch? Nun, und darum erkläre ich denn auch, daß ich Gott einfach und ohne Einwand akzeptiere. Einstweilen aber gilt es noch eines zu vermerken: wenn es einen Gott gibt, und wenn er die Erde erschaffen hat, so hat er sie ganz gewiß nach der Geometrie des Euklid geschaffen und den menschlichen Verstand nur mit dem Vermögen begabt, die drei Ausdehnungen des Raumes zu begreifen. Indessen aber hat es andere Mathematiker und Philosophen gegeben, und es gibt ihrer auch heutzutage noch welche, und sie gehören sogar zu den bemerkenswertesten, die bezweifeln, daß das Weltall — oder sagen wir noch umfassender —, daß alles Sein nur nach Euklids Geometrie geschaffen sei, ja, sie erdreisten sich sogar zu denken, daß zwei parallele Linien, die doch nach Euklid nie und nimmer und unter keiner Bedingung auf Erden zusammenlaufen können, vielleicht doch irgendwo in der Unendlichkeit zusammenlaufen. Weißt du, Liebling, ich sage mir nun, wenn ich nicht einmal das begreifen kann, wie soll ich dann noch etwas von Gott begreifen können, das ist doch dann viel zu hoch für mich. Bescheiden bekenne ich, daß ich nicht die geringsten Fähigkeiten zur Lösung solcher Probleme besitze; ich habe nur einen euklidischen, einen irdischen Verstand, und wie soll man daher über etwas urteilen, was nicht von dieser Welt ist? Und auch dir, Freund Aljoscha, rate ich, nie darüber nachzudenken, vor allem nicht über Gott: ob es ihn gibt oder nicht gibt. Das sind Fragen, an die unser Verstand überhaupt nicht heranreicht, da dessen Begriffsvermögen nur für das Erfassen

der drei Ausdehnungen geschaffen ist. Und so akzeptiere ich denn gern nicht nur Gott allein, sondern ich akzeptiere auch seine Allwissenheit und sein Ziel — das uns vollkommen unbekannt ist — und glaube an das Gesetz und den Sinn des Lebens, glaube auch an die ewige Harmonie, in die wir, wie es heißt, alle eingehen werden, glaube an das Wort, zu dem das Weltall hinstrebt, und das selbst bei Gott war und selbst Gott ist, nun, und so weiter, und so weiter bis ins Unendliche. Worte hat man sich doch in der Beziehung wahrlich nicht wenige ausgedacht. Aber es scheint ja, daß auch ich bereits auf einem guten Wege bin — nicht? Nun, so laß dir denn kurz gesagt sein, daß ich im Endresultat diese Gotteswelt — *nicht* akzeptiere, und wenn ich auch weiß, daß sie existiert, so will ich sie doch nicht gelten lassen. Nicht Gott akzeptiere ich nicht, verstehe mich recht, sondern die von ihm geschaffene Welt akzeptiere ich nicht und kann ich nicht akzeptieren. Ich will mich deutlicher ausdrücken: ich bin wie ein Kind überzeugt, daß das Leid vernarben und sich ausgleichen wird, daß die ganze beleidigende Komik der menschlichen Widersprüche wie ein armseliges Trugbild verschwinden wird, wie eine widerliche Erfindung des kraftarmen, nur atomgroßen euklidischen Menschenverstandes, und daß schließlich im Weltfinale, im Moment der ewigen Harmonie etwas dermaßen Herrliches geschehen und erscheinen wird, daß es für alle Herzen ausreicht, zur Stillung allen Unwillens, zur Sühne aller von Menschen begangenen Greuel, zur Sühne alles durch sie vergossenen Blutes, daß es ausreichen wird zur Möglichkeit nicht nur der Vergebung, sondern auch der Rechtfertigung alles dessen, was mit den Menschen geschehen ist, — schön, schön, mag das alles geschehen und so sein, ich aber akzeptiere das nicht und will es nicht akzeptieren! Mögen sich sogar die Parallel-Linien treffen, und mag ich das auch selbst sehen, sehen und sagen, daß sie sich getroffen haben, so werde ich es trotzdem nicht annehmen. Sieh, so bin ich, Aljoscha, das ist meine These. Ich habe absichtlich unser Gespräch so be-

Beispiel an, ich könne tief leiden, aber ein anderer kann es ja nie erfahren, bis zu welchem Grade ich leide, denn er ist eben ein anderer und nicht ich, und außerdem läßt sich der Mensch nur selten herbei, einen anderen als Leidenden anzuerkennen — ganz als ob es sich dabei um einen Rang handelt. Und warum tut er es nicht, was meinst du? Nun, weil ich vielleicht schlecht rieche, weil ich ein dummes Gesicht habe, oder weil ich ihm einmal auf den Fuß getreten bin. Und zudem ist zwischen Leiden und Leiden ein Unterschied: gewöhnliches Leiden, das mich erniedrigt, Hunger zum Beispiel, das wird mein Wohltäter noch gelten lassen, doch ein etwas höheres Leiden, zum Beispiel für eine Idee, wird er nur in äußerst seltenen Fällen zugestehen, denn er wird bei meinem Anblick wahrscheinlich sofort finden, daß mein Gesicht durchaus nicht demjenigen gleicht, welches er sich in der Phantasie von einem Menschen, der für diese oder jene Idee leidet, gemacht hat. Und so entzieht er mir denn unverzüglich alle seine Wohltaten, tut das aber nicht etwa, weil er ein böses Herz hat. Bettler, namentlich 'edle' Bettler, sollten sich eigentlich nie zeigen und lieber durch die Zeitungen Almosen erbitten. Abstrakt kann man noch den Nächsten lieben und aus der Ferne zuweilen auch noch, aus der Nähe aber fast nie. Wenn alles sich wie auf der Bühne abspielen würde, wie im Ballett, wo die Bettler in seidenen Lumpen und zerrissenen Spitzen graziös tanzend um Almosen bitten, nun, dann könnte man noch an ihnen Gefallen finden. Aber Gefallen finden heißt immerhin noch nicht lieben. Doch genug davon. Ich mußte dich nur zu meinem Standpunkt hinführen . . . Eigentlich wollte ich mit dir von den Leiden der ganzen Menschheit sprechen, aber es ist besser, wir begnügen uns mit den Leiden der Kinder allein. Das wird den Umfang meiner Beweisführung ungefähr um das Zehnfache verringern, daher ist es schon besser, nur von den Kindern zu reden. Für mich ist das natürlich unvorteilhafter. Aber, erstens, Kinder kann man auch in der Nähe lieben, sogar

Kopf tut mir weh, und ich bin, ich weiß nicht warum, traurig.«

»Du siehst auch so sonderbar aus und redest so wunderbar«, bemerkte Aljoscha beunruhigt, »als ob du geistesabwesend wärest.«

»Bei der Gelegenheit fällt mir ein, was mir vor kurzem ein Bulgare in Moskau erzählte«, fuhr Iwan Fjodorowitsch fort, als hätte er die Bemerkung des Bruders gar nicht gehört. »Er schilderte, wie die Türken und Tscherkessen dort allerorten hausen, da sie einen allgemeinen Aufstand der Slawen befürchten, — das heißt, wie sie brandschatzen, morden, Frauen und kleine Mädchen vergewaltigen, wie sie den Gefangenen die Ohren an die Zäune nageln, damit sie sie bis zum nächsten Morgen, wo sie gehenkt werden sollen, nicht zu bewachen brauchen, und so weiter, — alles kann man kaum erzählen. Man spricht von der ‚tierischen‘ Grausamkeit des Menschen, aber das ist sehr ungerecht und für die Tiere wirklich beleidigend: ein Tier kann niemals so grausam sein wie der Mensch, so ausgeklügelt, so kunstvoll grausam. Ein Tiger zerreißt und frißt bloß, und das ist schließlich alles, was er versteht. Es würde ihm niemals einfallen, die Ohren seiner Opfer anzunageln und diese eine Nacht lang so angenagelt stehen zu lassen, oder sich eine gleich große Folter, die er mit seinen Mitteln ausführen könnte, zu ersinnen. Diese Türken haben übrigens mit besonderer Wollust Kinder gequält, haben sie mit Dolchen aus dem Mutterleibe herausgeschnitten, haben Säuglinge in Gegenwart der Mütter in die Luft geworfen und mit den Bajonetten aufgefangen. Daß es vor den Augen der Mütter geschah, war ja das Hauptvergnügen. Ein kleines Bild hat auf mich den größten Eindruck gemacht. Stell dir vor: ein Säugling auf den Armen seiner zitternden Mutter, um sie herum die eingedrungenen Türken. Sie haben sich ein lustiges Späßchen ausgedacht: sie liebkoosen das Kleine, lachen, um es zu erheitern, was ihnen auch gelingt: der Säugling strahlt. Da hält ein Türke seine Pistole vor das Köpfchen

des Kleinen. Der Knabe juchzt auf, streckt die Ärmchen dem blanken Ding entgegen, um es zu erfassen, und plötzlich drückt der ‚Künstler‘ den Hahn ab, ihm gerade ins Gesicht, und zerschmettert ihm das Köpfchen . . . Raffiniert, nicht wahr? Übrigens sagt man, die Türken liebten sehr Süßigkeiten.«

»Bruder, was soll das, warum redest du davon?« fragte Aljoscha.

»Ich glaube, wenn es den Teufel gar nicht gibt und ihn folglich der Mensch nur erdacht hat, so hat er ihn nach seinem eigenen Bilde geschaffen.«

»Demnach also ebenso, wie er Gott geschaffen hat.«

Iwan lachte. »Wie treffend manchmal seine Antwort ist, sagt Polonius im „Hamlet“; du hast mich auf einem Widerspruch ertappt. Meinetwegen. Es freut mich. Dann muß ja der Gott auch danach sein, wenn der Mensch ihn sich einfach nach dem Bilde des Menschen geschaffen hat! Du fragst mich, was das soll? Sieh mal, ich bin ein Liebhaber und Sammler gewisser Tatsachen und, wirst du es mir glauben, notiere mir und hebe aus Zeitungen, Büchern, Broschüren oder einerlei woraus eine gewisse Art von Geschichten auf. Ich habe schon eine ganze Sammlung von solchen Blättern. Diese Türken sind natürlich auch aufgehoben; aber das sind ja alles nur Ausländer. Ich habe indes auch Geschichten aus unserem Vaterlande, die sogar noch besser sind als die türkischen. Weißt du, bei uns gibt es viel Prügel, viel Ruten- und Peitschenhiebe, und das ist national. Bei uns sind angenagelte Ohren undenkbar, wir sind immerhin Europäer; aber Ruten und Peitschen sind etwas, das zu uns gehört und uns nicht genommen werden kann. Im Ausland, scheint es, prügelt man jetzt überhaupt nicht mehr. Haben sich nun die Sitten dort dermaßen geläutert, oder haben sich die Gesetze dort so ausgewirkt, daß der Mensch den Menschen, wie es scheint, nicht mehr prügeln darf, ich weiß es nicht. Dafür haben sie sich mit etwas anderem entschädigt, etwas gleichfalls rein Nationalem, das

seiner Madame sein eigenes Töchterchen, ein Kind von sieben Jahren, züchtigt es mit Ruten, — ich habe mir alles ausführlich notiert: Der liebe Papa freut sich, daß die Ruten spitze Enden haben: ‚Werden schärfer ziehen‘, sagt er, und so beginnt er denn, sein Töchterchen zu züchtigen. Ich weiß, es gibt viele Leute, die beim Prügeln mit jedem Schlage immer mehr in Eifer geraten, denen das Schlagen schließlich zum Genuß, zur Wollust wird. Sie schlagen eine Minute lang, schlagen fünf Minuten, zehn Minuten lang, je länger desto stärker, desto wütender, desto schmerzhafter. Das Kind schreit, bis es nicht mehr schreien kann, es keucht nur noch: ‚Papa, Papa . . . Papachen!‘ Und diese Geschichte war nun durch irgendeinen teuflisch unanständigen Zufall vor Gericht gekommen. Es wird ein Verteidiger gestellt. Unser Volk hat nicht umsonst den Advokaten ‚gemietetes Gewissen‘ benannt. Der Verteidiger schreit zur Rechtfertigung seines Klienten: ‚Herrgott, was ist das doch für eine gewöhnliche, in jeder Familie täglich vorkommende Geschichte: Ein Vater hat sein Töchterchen bestraft! Und so etwas bringt man heutzutage, zur Schmach unserer Zeit, vors Gericht!‘ Die Geschworenen ziehen sich zurück und beschließen die Freisprechung des Angeklagten. Das Publikum gröhlt vor Freude darüber, daß man einen Peiniger freigesprochen hat. — Ach, schade, daß ich nicht zugegen war, ich hätte sofort vorgeschlagen, zu Ehren dieses Vaters ein Stipendium auf seinen Namen zu stiften! . . . Ja, diese kleinen Bilder sind ganz vorzüglich. Aber gerade von Kindern habe ich noch bessere Geschichten, ich habe sehr viele solcher Geschichten von kleinen Märtyrern, Aljoscha. Zum Beispiel: ein kleines fünfjähriges Mädchen wird seinen Eltern plötzlich verhaßt. Es sind ‚ehrenwerte, gebildete und wohlherzogene Leute aus dem Beamtenstande‘. Sieh, ich behaupte nochmals positiv, daß diese Vorliebe für das Foltern kleiner Kinder eine besondere Eigenschaft vieler Menschen ist: gerade daß es Kinder sind, ist für sie die Hauptsache. Zu allen anderen Subjekten der Menschheit verhalten sie sich wohlwollend

und freundlich, wie alle gebildeten und humanen Europäer, doch Kinder zu quälen, lieben sie ganz ungemain, und aus diesem Grunde lieben sie auch die Kinder. Hier ist es wohl gerade die Schutzlosigkeit dieser kleinen Geschöpfe, die sie fasziniert, diese engelgleiche Zutraulichkeit des Kindes, das nicht fortlaufen kann und niemanden hat, an den es sich anklammern könnte, — das ist es gerade, was das böse Blut des Peinigers erhitzt. Versteht sich, in jedem Menschen verbirgt sich das Tier, — im Zorn, in der wollüstigen Erregung durch die Schreie des gefolterten Opfers, in der sinnlosen Wut, in der Reizbarkeit der durch eigene Ausschweifung erworbenen Krankheiten, wie Podagra, Leberleiden und so weiter. Diesem armen fünfjährigen Mädchen wurden von seinen ‚gebildeten‘ Eltern die verschiedensten Foltern zugebracht. Die Kleine wurde geschlagen, geprügelt, mit den Füßen gestoßen, — kurz, ohne selbst zu wissen weswegen, bedeckten diese Eltern den Körper ihres Kindes mit blauen Flecken. Zuletzt gelangten sie noch zu einer höheren Art von Folter: sie schlossen das arme kleine Ding für die ganze Nacht in den kalten Abort ein, weil, wie sie sagten, die Kleine in der Nacht nicht gebeten habe, sie aufs Töpfchen zu setzen — als ob ein fünfjähriges kleines Wesen in seinem festen Kinderschlaf davon aufwachen könnte! Und dafür haben sie ihm das Gesicht mit Kot beschmiert und es gezwungen, diesen Kot zu essen, ja, dazu hat die Mutter, versteh mich recht, die Mutter ihr Kind gezwungen! Und diese Mutter hat schlafen können, während ihr Kindchen an dem kalten, gemeinen Ort eingesperrt war und weinte! Verstehst du das, Aljoscha, wenn das kleine Wesen, das noch nicht begreifen kann, was mit ihm geschieht, dort im Örtchen in Dunkelheit und Kälte hockt und sich mit seinem kleinen, kleinen Fäustchen an seine schluchzende, magere kleine Kinderbrust schlägt und mit unschuldigen, frommen Tränen zu seinem ‚lieben Gottchen‘ betet, damit er es beschütze, — verstehst du das, Aljoscha, du mein Freund und Bruder und demütiger Gottesdiener, der du bist — begreifst

du, wozu diese Sinnlosigkeit nötig und geschaffen ist? Ohne sie, sagt man, könnte der Mensch auf der Welt nicht leben, denn ohne sie würde er nie Gut und Böse erkannt haben. Aber wozu dieses verteilte Gut und Böse erkennen, wenn es so viel kostet? Ist doch dann die ganze Erkenntniswelt nicht diese Kindertränen zum ‚lieben Gottchen‘ wert! Ich rede nicht von den Leiden der Großen. Die haben den Apfel vom Baum der Erkenntnis gegessen und — zum Teufel mit ihnen, aber die Kinder, die Kinder! Quäle ich dich, Aljoschka? Du bist ja ganz geistesabwesend, wie mir scheint. Ich werde aufhören, wenn du willst.«

»Tut nichts, ich will mich gleichfalls quälen«, murmelte Aljoscha.

»Nur eines noch, nur noch ein einziges Bild! Es ist gar zu charakteristisch, und ich habe es erst vor ganz kurzer Zeit gelesen in einer der beiden großen Sammlungen, im ‚Archiv‘ oder im ‚Altertum‘ glaube ich, ich weiß es nicht mehr genau, — ich muß nachschlagen, habe vergessen, wo es war. Es datiert aus der Zeit der strengsten Leibeigenschaft, noch zu Anfang des Jahrhunderts. Ach, Heil unserem Zar-Befreier! — Es lebte damals zu Anfang des Jahrhunderts ein General, ein General mit guten Beziehungen, ein steinreicher Gutsbesitzer, doch einer von jenen Leuten — die allerdings auch damals bereits selten geworden waren —, die, wenn sie sich aus dem Dienst zurückzogen, fest überzeugt waren, sich das Recht über Leben und Tod ihrer Leibeigenen verdient zu haben. Solche gab es damals. Also dieser General lebt auf seinem Gut mit etwa zweitausend leibeigenen Seelen, lebt natürlich pompös, behandelt seine ärmeren Gutsnachbarn wie seine Schmarotzer und Hofnarren. Seine Meute besteht aus Hunderten von Hunden, und die Zahl der Hundewärter ist nicht viel geringer als hundert, alle sind sie uniformiert und beritten. Und siehe, eines Tages verletzt ein kleiner, kaum achtjähriger Junge beim Spielen den Fuß des Lieblingsjagdhundes seiner Exzellenz. ‚Warum lahmt denn plötzlich mein Lieblingshund?‘ erkundigt sich

bernhheiten auf Erden nur allzu nötig sind? Auf Albernheiten beruht die Welt, und ohne sie würde auf ihr vielleicht überhaupt nichts geschehen. Wir wissen, was wir wissen!«

»Was weißt du?«

»Ich begreife nichts«, fuhr Iwan wie im Fieber fort — es war, als ob er phantasiere —, »und ich will jetzt auch nichts begreifen. Ich will bei der Tatsache bleiben. Ich habe schon längst beschlossen, nicht begreifen zu wollen. Sobald ich etwas begreifen will, entstelle ich ja sofort die Tatsachen, ich aber habe beschlossen, bei der Tatsächlichkeit zu bleiben.«

»Wozu prüfst du mich so?« stieß Aljoscha schmerzhaft gereizt hervor, »— wirst du es mir nicht endlich sagen?«

»Natürlich werde ich es dir sagen; deswegen habe ich doch all das erzählt, um es dir sagen zu können. Teuer bist du mir, ich will nicht verzichten auf dich, und ich werde dich nicht abtreten deinem Sossima.«

Iwan schwieg eine Zeitlang; sein Gesicht ward auf einmal über die Maßen traurig.

»Höre mich an: ich habe nur die kleinen Kinder genommen, als Beispiele, damit es übersichtlicher sei. Von den übrigen Tränen der Menschen, mit denen die Erde von ihrer Rinde bis zum Mittelpunkt durchtränkt ist, will ich weiter kein Wort reden, ich habe das Thema absichtlich beschränkt. Ich bin ja nur ein winziges Lebewesen, eine Wanze etwa, und gestehe in aller Demut, daß ich durchaus nicht begreifen kann, wozu alles so eingerichtet ist. Die Menschen tragen, wie sich erweist, selbst an allem die Schuld: ihnen ward das Paradies gegeben, sie aber wollten Freiheit und raubten das Feuer vom Himmel, obgleich sie wußten, daß sie dadurch unglücklich würden. Also ist kein Grund vorhanden, sie zu bemitleiden. O, mit meinem armseligen, irdischen, euklidischen Verstande weiß ich nur das eine, daß gelitten wird, daß es Schmerz gibt, Schuldige aber nicht, daß sich bei allem eines aus dem anderen klar und einfach ergibt,

daß alles fließt und sich ausgleicht, — aber das ist ja nur euklidisches Gerede, das weiß ich doch, und ich kann doch nicht einwilligen, danach zu leben! Was habe ich davon, daß keine Schuldigen vorhanden sind, und daß sich alles unmittelbar eines aus dem anderen ergibt, und daß ich das weiß! Ich brauche Vergeltung oder ich will nicht mehr leben und vertilge mich! Und die Vergeltung nicht irgendwo und irgendwann in der Unendlichkeit, sondern noch hier auf Erden, so daß ich sie selbst sehen kann. Ich habe geglaubt, also will ich auch mit eigenen Augen sehen, und wenn ich zu der Stunde schon tot bin, so soll man mich auferstehen lassen — denn es wäre doch, wenn alles ohne mich geschähe, gar zu kränkend für mich. Will ich doch nicht dafür gelitten haben, um mit mir, mit meinen Untaten und meinen Leiden für irgendwen die zukünftige Harmonie zu düngen. Ich will mit meinen Augen sehen, wie das Reh arglos neben dem Löwen ruht, und wie der Ermordete aufersteht und seinen Mörder umarmt. Ich will dabei sein, wenn alle plötzlich erfahren, warum und wozu alles so gewesen ist. Auf diesem Wunsch beruhen alle Religionen der Erde, und ich bin gläubig. Aber da sind nun die Kinder, was soll ich mit ihnen anfangen? Das ist eine Frage, die ich nicht zu beantworten vermag. Zum hundertsten Mal sage ich dir: solche Fragen gibt es in Unmengen, ich aber habe nur die Kinder allein genommen, denn hier ist das, was ich zu sagen habe, unwiderlegbar klar. Höre: wenn alle leiden müssen, um damit die ewige Harmonie zu erkaufen, so sag mir doch bitte, was das mit den kleinen Kindern zu tun hat? Es bleibt unbegreiflich, warum auch sie leiden müssen und warum auch sie durch Leiden die Harmonie erkaufen sollen. Warum sind auch sie zum Dünger für irgend jemandes zukünftige Harmonie geworden? Die Solidarität der Menschen in der Sünde begreife ich sehr wohl, ich begreife auch die Solidarität in der Vergeltung — aber doch nicht mit kleinen Kindern Solidarität in der Sünde! Und wenn die Wahrheit wirklich darin besteht, daß sie mit ihren Vätern

Rache, was nützen mir die Höllenqualen der Peiniger, was kann die Hölle hierbei wieder gutmachen, wenn das Kindchen schon zu Tode gequält ist? Und was ist das für eine Harmonie, wenn es noch eine Hölle gibt? Ich will verzeihen und umarmen und will nicht, daß noch gelitten werde. Und wenn die Leiden der Kinder zu jener Summe von Leid, die zum Kauf der Wahrheit erforderlich ist, unbedingt hinzukommen müssen, so behaupte ich im voraus, daß die Wahrheit diesen Preis nicht wert ist. Ich will nicht, daß die Mutter den Peiniger ihres Sohnes umarme! Wie darf sie es wagen, ihm zu vergeben? Wenn sie will, kann sie für sich vergeben — mag sie ihm ihr unermessliches Mutterleid und ihren Schmerz verzeihen; aber die Leiden ihres von Hunden zerrissenen Kindes darf sie nicht verzeihen, dazu hat sie kein Recht, auch dann nicht, wenn ihr Kind selbst dem Peiniger verzeihe! Wenn das aber so ist, wenn man nicht verzeihen darf, wo ist dann die Harmonie? Gibt es in der ganzen Welt ein Wesen, das verzeihen könnte, welches das Recht hätte, zu verzeihen? Ich will keine Harmonie, aus Liebe zur Menschheit will ich sie nicht. Lieber bleibe ich bei ungesühnten Leiden. Lieber bleibe ich rachelos bei meinem ungerächten Leid und in meinem unstillbaren Zorn, *selbst wenn ich nicht im Recht wäre*. Ist doch diese Harmonie gar zu teuer eingeschätzt! Wenigstens erlaubt es mein Beutel nicht, so viel für den Eintritt zu zahlen. Darum aber beeile ich mich, mein Eintrittsbillet zurückzugeben. Und wenn ich nur ein ehrlicher Mensch bin, so ist es meine Pflicht, dies sobald wie möglich zu tun. Das tue ich denn auch. Nicht Gott ist es, den ich ablehne, Aljoscha, ich gebe ihm nur die Eintrittskarte ergebenst zurück.«

»Das ist Empörung«, sagte Aljoscha leise und mit gesenktem Blick.

»Empörung? Ein solches Wort hätte ich von dir nicht hören wollen«, sagte Iwan betroffen. »Sag, kann man denn leben in Rebellion? Ich aber will doch leben. Nein, sage mir offen, ich rufe dich auf, — antworte: Würdest du, wenn du

ciuse Vierge Marie“, in der sie persönlich auftritt und ihr bonjugement verkündet. Auch bei uns in Moskau wurden früher, vor Peter, fast genau solche Aufführungen veranstaltet, vornehmlich nach Stoffen aus dem Alten Testament. Zur Zeit dieser dramatischen Aufführungen waren denn auch überall viele Geschichten dieser Art in Umlauf, sogenannte ‚Poeme‘ und ‚Gedichte‘, in denen je nach Bedarf Heilige, Engel und womöglich alle himmlischen Mächte mitwirkten. In unseren Klöstern wurden diese Werke vielfach übersetzt und abgeschrieben, oder man verfaßte ganz neue — und weißt du auch, wann bereits? Zur Zeit des Tatarenjochs!¹⁸ Es gibt zum Beispiel ein Klosterpoem (natürlich aus dem Griechischen) „Der Gang der Gottesmutter durch die Qualen“, von einer Kühnheit der Phantasie, die der eines Dante wirklich nicht nachsteht. Die Gottesmutter steigt hinab in die Hölle, und der Erzengel Michael führt sie ‚durch die Qualen‘. Sie sieht alle Sünder in ihrer Pein. Unter anderem gibt es dort auch eine äußerst bemerkenswerte Kategorie von Sündern in einem brennenden See: diejenigen, welche in diesem See bereits so tief versunken sind, daß sie nicht mehr an die Oberfläche kommen können, von denen heißt es, daß ‚selbst Gott sie bereits vergißt‘ — ein Ausdruck von ungewöhnlicher Tiefe und Kraft. Und da fällt die erschütterte Gottesmutter weinend vor dem Thron des Höchsten nieder und bittet um Vergebung für alle, die sie dort in der Hölle gesehen hat, für alle ohne Ausnahme. Ihr Gespräch mit Gott ist ungeheuer interessant. Sie fleht, sie hört nicht auf zu flehen, und wie Gott auf die durchbohrten Hände und Füße ihres Sohnes weist und sie fragt: ‚Wie soll ich denn seinen Peinigern vergeben?‘ — da befiehlt sie allen Heiligen, allen Märtyrern, allen Engeln und Erzengeln, gleichfalls niederzuknien und mit ihr vereint um die Begnadigung aller ohne Unterschied zu bitten. Es endet damit, daß sie von Gott die Einstellung der Qualen in jedem Jahr vom Karfreitag bis zum Pfingstfest erlangt, und da ertönt aus der Hölle der Dank und der Lobgesang der Sünder, die laut zu ihm emporrufen: ‚Gerecht bist du, o

Herr, da du also gerichtet hast!‘ Von dieser Art wäre nun auch mein Poem gewesen, wenn ich es in jener Zeit verfaßt hätte. Bei mir erscheint auf der Bühne — *Er*. Allerdings spricht *Er* kein Wort, *Er* erscheint nur und geht vorüber. Fünfzehn Jahrhunderte sind seit Seinem ersten Erscheinen vergangen, seit der Zeit, da *Er* den Menschen verhieß, wiederzukommen und sein Reich auf Erden zu errichten, fünfzehn Jahrhunderte seit der Zeit, da *Er*, wie sein Jünger uns berichtet, verhieß, als *Er* noch unter ihnen wandelte: ‚Wahrlich, ich komme bald. Von jenem Tage aber und der Stunde weiß nicht einmal der Sohn, nur allein mein himmlischer Vater.‘ Doch die Menschheit wartet auf *Ihn* noch mit demselben Glauben und mit derselben Ergriffenheit wie seit je. O, sogar mit noch größerem Glauben wartet sie auf *Ihn*, denn schon sind anderthalb Jahrtausende verflossen, seit der Himmel aufhörte, dem Menschen sichtbare Unterpfande zu geben:

„Was das Herz dir zuraunt, dem allein nur traue:

Der Himmel gibt kein Unterpfand dem Menschen.“

Geblichen war einzig und allein der Glaube an das, wonach das Herz verlangte! Freilich, es geschahen damals wohl noch viele Wunder. Es gab Heilige, die wunderbare Heilungen vollbrachten, und zu manchen frommen Einsiedlern stieg die Himmelskönigin in eigener Person herab, wie wir aus vielen Lebensgeschichten wissen. Aber der Teufel schlummert ja nie, und schon begannen in der Menschheit Zweifel an der Echtheit dieser Wunder aufzutauchen. Im Norden, in Deutschland, verbreitete sich gerade damals eine furchtbare neue Ketzerei. Ein großer Stern, ‚gleichwie eine Leuchte‘ (damit ist die Kirche gemeint), ‚fiel auf die Quellen der Wasser, und siehe, das Wasser ward bitter‘. Diese Sekten begannen gotteslästerlich die Wunder zu leugnen. Aber um so glühender glauben die Treugebliebenen. Die Tränen der Menschen steigen nach wie vor zu *Ihm* empor, man erwartet *Ihn*, man liebt *Ihn*, man hofft auf *Ihn*, wie vordem . . . Und schon so viele Jahrhunderte haben die Menschen in feurigem Glauben zu *Ihm* gebetet und *Ihn* angerufen: ‚Herr, erscheine uns!‘,

mit der Leuchte in der Hand tritt er, der Greis, der Großinquisitor, langsam über die Schwelle. Er ist allein, hinter ihm schließt sich die Tür. Er steht und blickt lange — eine oder zwei Minuten lang — Ihm ins Gesicht. Endlich tritt er leise näher, stellt die Leuchte auf den Tisch und spricht zu Ihm:

„Bist Du es? Du?“ Und da er keine Antwort erhält, fügt er schnell hinzu: „Antworte nicht, schweige. Und was könntest Du auch sagen? Ich weiß nur allzu gut, was Du sagen kannst. Aber Du hast nicht einmal das Recht, noch etwas dem hinzuzufügen, was von Dir schon damals gesagt worden ist. Warum also bist Du gekommen, uns zu stören? Denn Du bist uns stören gekommen! Das weißt Du selbst. Aber weißt Du auch, was morgen geschehen wird? Ich weiß nicht, wer Du bist und will es auch nicht wissen: bist Du's wirklich, oder bist Du nur Sein Ebenbild? Aber morgen noch werde ich Dich richten und Dich als den ärgsten aller Ketzler auf dem Scheiterhaufen verbrennen, und dasselbe Volk, das heute noch Deine Füße geküßt hat, wird morgen auf einen einzigen Wink meiner Hand zu Deinem Scheiterhaufen hinstürzen, um eifrig die glühenden Kohlen zu schüren, — weißt Du das? Ja, vielleicht weißt Du es“, fügt er in sinnendem Nachdenken hinzu, ohne auch nur für eine Sekunde den Blick von seinem Gefangenen abzuwenden.«

»Ich verstehe nicht ganz, Iwan, — was soll das?« fragte Aljoscha, der die ganze Zeit schweigend zugehört hatte, jetzt lächelnd. »Ist das einfach uferlose Phantasie, oder ist es irgendein Irrtum des Alten, ein unmögliches quid pro quo?«

»Nimm meinerwegen das letztere an«, sagte Iwan auflachend, »wenn dich der moderne Realismus bereits dermaßen verwöhnt hat, daß du nichts Phantastisches mehr ertragen kannst. Wenn du willst, also ein quid pro quo, mag es meinerwegen so sein. Es ist ja wahr«, — Iwan lachte wieder — »der Alte ist doch ein neunzigjähriger Greis und hat vielleicht schon längst über seiner Idee den Verstand verloren. Der Gefangene aber könnte ihn auch durch sein Aussehen verwirrt

haben. Schließlich könnte es sich auch einfach um Fieberdelirien vor dem Sterben handeln, um eine Halluzination des neunzigjährigen Greises, dessen Nerven zudem noch von dem gestrigen Flammentode der hundert Ketzer erregt sind. Aber kann es denn uns beiden nicht ganz gleich sein, ob es eine Verwechslung oder uferlose Phantasie ist? Hier handelt es sich doch nur darum, daß der Alte sich endlich aussprechen muß! Er muß doch wenigstens einmal das aussprechen, worüber er die ganzen neunzig Jahre geschwiegen hat.«

»Und der Gefangene schweigt gleichfalls? Sieht ihn an und sagt kein Wort?«

»Kein einziges Wort, und so muß es sogar unbedingt sein«, sagte Iwan wieder lachend. »Der Alte sagt Ihm doch selbst, daß Er nicht einmal das Recht habe, etwas dem hinzuzufügen, was Er schon früher gesagt hat. Wenn du willst, so liegt gerade darin der Grundzug des römischen Katholizismus, wenigstens nach meiner Auffassung. Mit anderen Worten: ‚Alles ist von Dir dem Papst übergeben, folglich ist jetzt alles beim Papste, Du aber komme jetzt lieber überhaupt nicht wieder, oder störe wenigstens nicht vor der Zeit.‘ In diesem Sinne reden sie ja nicht nur, sondern schreiben sie sogar, wenigstens die Jesuiten. Ich habe das selbst in den Schriften ihrer Theologen gelesen. ‚Hast Du das Recht, uns auch nur eines der Geheimnisse jener Welt, aus der Du gekommen bist, aufzudecken?‘ fragt Ihn mein Greis, und er gibt selbst statt Seiner die Antwort: ‚Nein, dieses Recht hast Du nicht, denn das hieße Neues zu dem, was schon früher gesagt worden ist, hinzufügen und den Menschen die Freiheit nehmen, für die Du damals so eintratest, als Du auf Erden wandeltest. Alles, was Du neu verkünden würdest, wäre jetzt ein Anschlag auf die Glaubensfreiheit der Menschen, denn es würde nun als Wunder in Erscheinung treten, gerade ihre Glaubensfreiheit aber war Dir doch das Teuerste, damals vor anderthalb Jahrtausenden. Hast Du nicht damals so oft gesagt: „Ich will euch freimachen?“ Jetzt hast Du sie gesehen, diese „freien“ Menschen!‘ fügt der Greis plötzlich mit sinnendem Spott-

lächeln hinzu. ‚Ja, die Sache ist uns teuer zu stehen gekommen‘, fährt er fort, indem er Ihn mit strengem Blick ansieht; ‚aber wir haben das Werk schließlich zu Ende geführt; in Deinem Namen. Anderthalb Jahrtausende haben wir uns mit dieser Freiheit abgequält, doch jetzt ist das überwunden, und zwar endgültig! Du glaubst nicht, daß es endgültig bewältigt ist? Du blickst mich milde an und würdigst mich nicht einmal deines Unwillens? So höre denn, daß gerade jetzt diese Menschen mehr denn je überzeugt sind, vollkommen frei zu sein, und dabei haben sie doch selber ihre Freiheit zu uns gebracht und sie gehorsam und unterwürfig uns zu Füßen gelegt. Aber das ist unser Werk. Oder war es das, was auch Du wolltest, war es diese Freiheit? . . .«

»Ich verstehe wieder nicht«, unterbrach ihn Aljoscha, »ist das von ihm ironisch gesagt, macht er sich lustig?«

»Keineswegs! Er rechnet es sich und den Seinen im Ernst als Verdienst an, daß sie endlich einmal die Freiheit überwunden haben, und daß sie dies nur zu dem einen Zweck getan: um die Menschen glücklich zu machen. ‚Denn erst jetzt‘ (er meint damit natürlich die Inquisition) ‚ist es zum erstenmal möglich, auch an das Glück der Menschen zu denken. Der Mensch war als Empörer geschaffen; aber können denn Empörer glücklich sein? Du wurdest gewarnt‘, sagt der Greis zu Ihm, ‚es fehlte Dir nicht an Warnungen und Fingerzeigen, aber Du achtetest der Warnungen nicht, und Du verschmähtest den einzigen Weg, auf dem man die Menschen hätte glücklich machen können, Du verwarfst ihn, aber zum Glück gingst Du fort und übergabst die Arbeit uns. Du versprachst — und hast es bestätigt — und gabst uns das Recht, zu binden und zu lösen, und kannst es Dir selbstverständlich nicht einfallen lassen, dieses Recht uns jetzt wieder zu nehmen. Warum also bist Du uns stören gekommen?«

»Was bedeutet das: ‚Es fehlte Dir nicht an Warnungen und Fingerzeigen?‘« fragte Aljoscha.

»Aber gerade das ist ja das Wichtigste, was der Alte auszusprechen hat«, sagte Iwan. »Und der Greis fährt fort:

in diesen drei Fragen alles dermaßen richtig erraten und vorausgesagt und in Erfüllung gegangen, daß sich weder etwas hinzufügen, noch etwas abstreichen läßt.

Entscheide selbst, wer damals recht hatte: Du oder jener, der Dich damals befragte? Erwinnere Dich der ersten Frage. Ihr Sinn, wenn auch nicht ihr Wortlaut, war folgender: Du willst in die Welt gehen und gehst mit leeren Händen, mit irgendeiner Freiheitsverheißung, die sie in ihrer Einfalt und angeborenen Zuchtlosigkeit nicht einmal begreifen können, vor der sie sich fürchten und der sie schreckt, — denn für den Menschen und die menschliche Gemeinschaft hat es niemals und nirgends etwas Unerträglicheres gegeben als die Freiheit! Siehst du dort jene Steine in dieser nackten, glühenden Wüste? Verwandle sie in Brote, und die Menschheit wird Dir wie eine Herde nachlaufen, wie eine dankbare und gehorsame Herde, wenn sie auch ewig zittern wird vor Angst, Du könntest Deine Hand zurückziehen, und Deine Brote würden dann ein Ende nehmen. Du aber wolltest den Menschen nicht der Freiheit berauben, und Du verschmähtest den Vorschlag, denn was ist das für eine Freiheit, dachtest Du, wenn der Gehorsam mit Broten erkaufte wird? Und Deine Antwort war: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein . . .“ Aber weißt Du auch, daß im Namen dieses irdischen Brotes der Geist der Erde sich gegen Dich erheben, mit Dir kämpfen und Dich besiegen wird, und alle ihm folgen und ausrufen werden: ‚Wer gleicht wohl jenem Ungeheuer, das uns das Feuer vom Himmel gab!‘ Weißt Du auch, daß Jahrhunderte vergehen werden und die Menschheit durch den Mund ihrer Weisheit und Wissenschaft verkündet wird, daß es Verbrechen überhaupt nicht gäbe, und folglich auch keine Sünde, es gäbe nur Hungrige. ‚Sättige sie zuerst, dann kannst Du von ihnen Tugenden verlangen!‘ werden sie auf ihre Fahne schreiben, die sie gegen Dich erheben und durch die Dein Tempel stürzen wird. An der Stelle Deines Tempels wird sich ein neues Bauwerk erheben, wird wieder der schreckliche babylonische Turm gebaut werden, und wenn er auch wie der erste nicht

vollendet werden wird, so hättest Du doch diesen neuen Turm ersparen und die Leiden der Menschen um tausend Jahre abkürzen können, — denn zu wem sonst, wenn nicht zu uns, sollen sie kommen, nachdem sie sich tausend Jahre lang mit ihrem Turm abgequält haben! Sie werden uns wieder aus den Erdlöchern hervorsuchen, uns, die in den Katakomben sich Verbergenden — denn man wird uns wieder verfolgen und martern —, sie werden uns finden und uns anflehen: ‚Sättigt uns, denn die, so uns das Feuer vom Himmel versprochen, haben es uns nicht gegeben.‘ Und dann werden schon wir ihren Turm vollenden, denn vollenden wird derjenige, der den Hunger stillt, den Hunger aber stillen werden nur wir, in Deinem Namen, und wir werden lügen, daß es in Deinem Namen geschehe. O, niemals, niemals werden sie ohne uns ihren Hunger stillen können! Keine Wissenschaft wird ihnen Brot geben, solange sie frei bleiben, und so wird es denn damit enden, daß sie ihre Freiheit uns zu Füßen legen und sagen werden: ‚Knechtet uns lieber, aber macht uns satt.‘ Sie werden schließlich begreifen, daß Freiheit für alle unvereinbar ist mit genügend irdischem Brot für jeden, denn nie, wie werden sie unter sich zu teilen verstehen. Sie werden auch einsehen, daß sie nie werden frei sein können, denn sie sind schwach, lasterhaft, nichtig, und sind Empörer! Du versprachst ihnen himmlisches Brot, ich aber frage Dich nochmals: Kann sich dieses Brot in den Augen des schwachen, ewig verderbten und ewig undankbaren Menschengeschlechts mit irdischem Brote messen? Und wenn Dir um des himmlischen Brotes willen Tausende und Zehntausende nachfolgen, was soll dann mit den Millionen und Milliarden von Wesen geschehen, die nicht die Kraft haben, das Erdenbrot um des Himmelsbrotes willen zu verschmähen? Oder sind Dir nur die Zehntausende der Großen und Starken teuer, die übrigen Millionen aber, die, zahllos wie der Sand am Meer, wohl schwach sind, aber dennoch Dich lieben, sollen die dann nur als Material für die Großen und Starken dienen? Nein, uns sind auch die Schwachen teuer. Sie sind lasterhaft und sind

Empörer, aber gerade sie werden gehorsam werden. Sie werden sich über uns wundern und uns für Götter halten, weil wir, die wir uns an ihre Spitze stellen, bereit sind, die Freiheit zu ertragen, diese Freiheit, vor der sie zurückschrecken, und weil wir bereit sind, über sie zu herrschen, — so schrecklich wird es ihnen zum Schluß werden, frei zu sein. Aber wir werden sagen, wir gehorchten *Dir* und herrschten nur in *Deinem* Namen. Wir werden sie wieder betrügen, denn Dich werden wir nicht mehr zu uns einlassen. Und in diesem Betrug wird unsere Pein bestehen, denn wir werden lügen müssen. Das war es, was diese erste Frage in der Wüste bedeutete, und was Du im Namen der Freiheit, die Du über alles stelltest, verschmäht hast. Indessen lag in dieser Frage das große Geheimnis dieser Welt. Hättest Du diese „Brote“ angenommen, so hättest Du die Menschen von einer ewigen Sorge erlöst, denn Du hättest diese eine Frage, die wichtigste jedes einzelnen Menschen wie der ganzen Menschheit, die so sehnsüchtig nach Antwort verlangt, beantwortet, — die Frage: ‚Was sollen wir anbeten?‘ Es gibt keine unaufhörlichere und quälendere Sorge für den freigebliebenen Menschen, als den zu finden, vor dem er sich beugen kann. Aber der Mensch sucht sich nur vor so etwas zu beugen, das bereits keinem Zweifel an seine Anbetungswürdigkeit unterworfen ist, auf daß alle Menschen sofort gleichfalls bereit seien, dasselbe gemeinsam anzubeten. Denn die Sorge dieser kläglichen Geschöpfe besteht nicht nur darin, etwas zu finden, was dieser oder jener anbeten kann, sondern unbedingt so etwas, das alle sofort gleichfalls anbeten wollen, unbedingt *alle zusammen!* Gerade dieses Bedürfnis nach *Gemeinsamkeit* in der Anbetung ist seit Beginn der Zeiten die größte Qual des Menschen gewesen, sei es als Einzelwesen, sei es als ganze Menschheit. Um der gemeinsamen Anbetung willen haben sich die Menschen mit dem Schwert gegenseitig ausgerottet. Sie erschufen Götter und riefen einander zu: ‚Verlaßt eure Götter und kommt und betet die unsrigen an, oder Tod und Verderben euch und euren Göttern!‘ Und also wird es sein

bis zum Ende der Welt, selbst dann, wenn aus der Welt die Götter verschwinden: gleichviel, dann wird man sich vor Götzen niederwerfen. Du kanntest dieses Grundgeheimnis der Menschennatur, Du konntest es unmöglich nicht kennen, doch Du verschmähtest das einzige Positive, das Dir vorgeschlagen wurde, um alle zu zwingen, sich widerspruchslos vor Dir zu beugen: das irdische Brot, und Du verschmähtest es um der Freiheit und um des himmlischen Brotes willen. So siehe denn, was Du weiter getan hast. Und alles wiederum im Namen der Freiheit! Ich sage Dir, der Mensch kennt keine quälendere Sorge als die, einen zu finden, dem er möglichst schnell jenes Geschenk der Freiheit, mit dem er als unglückliches Geschöpf geboren wird, übergeben kann. Aber die Freiheit der Menschen beherrscht nur der, der ihr Gewissen beruhigt. Mit dem Brote wurde Dir eine unbestreitbare Macht angeboten: gibst Du Brot, so wird sich der Mensch vor Dir beugen, denn es gibt nichts Überzeugenderes als Brot; wenn aber zu gleicher Zeit irgendein anderer hinter Deinem Rücken sein Gewissen erobert — o, dann wird er selbst Dein Brot verlassen und jenem folgen, der sein Gewissen umstrickt. Darin hattest Du recht. Denn das Geheimnis des Menschenlebens liegt nicht im bloßen Dasein, sondern im Zweck des Lebens. Ohne eine feste Vorstellung davon, wozu er leben soll, wird der Mensch gar nicht leben wollen, und er wird sich eher vernichten, als daß er auf Erden leben bliebe — selbst dann nicht, wenn um ihn herum Brote in Fülle wären. Das ist nun einmal so. Aber was ergab sich aus Deiner Weigerung? Anstatt die Freiheit der Menschen unter Deine Herrschaft zu beugen, hast Du sie ihnen noch vergrößert! Oder hattest Du vergessen, daß Ruhe und selbst der Tod dem Menschen lieber sind als freie Wahl in der Erkenntnis von Gut und Böse? Es gibt nichts Verführerischeres für den Menschen als die Freiheit seines Gewissens, aber es gibt auch nichts Quälenderes für ihn. Und siehe, anstatt fester Grundlagen zur Beruhigung des menschlichen Gewissens ein für allemal — wähltest Du alles, was es Seltsames, Zweifelhafte und Un-

sicheres gibt, nahmst Du alles, was über die Kräfte der Menschen ging, und handeltest daher, als liebtest Du sie überhaupt nicht. Wer aber war es, der das tat? Der, der gekommen war, Sein Leben für sie hinzugeben! Statt Dich der menschlichen Freiheit zu bemächtigen, hast Du sie noch vergrößert, hast Du sie vervielfacht und hast mit ihren Qualen das Seelenreich des Menschen auf ewig belastet. Dich gelüstete nach der freien Liebe des Menschen, auf daß er Dir frei folge, von Dir verführt und berückt. Statt nach dem festen alten Gesetz, sollte der Mensch hinfort mit freiem Herzen selbst entscheiden, was Gut und was Böse ist, wobei er als einzige Richtschnur nur Dein Vorbild hätte. Aber hast Du wirklich nicht daran gedacht, daß er schließlich auch Dein Vorbild verwerfen und Deine Wahrheit bestreiten wird, wenn man ihn mit einer so furchtbaren Last, wie der Freiheit der Wahl, bedrückt? Die Menschen werden ausrufen, daß die Wahrheit nicht in Dir sei, denn es war unmöglich, sie in größerer Verwirrung und Qual zurückzulassen, als Du es getan hast, da Du ihnen soviel Sorgen und unlösbare Aufgaben hinterließest. Auf diese Weise hast Du selbst den Grund gelegt zum Sturze Deines Reiches, und so beschuldige denn auch niemand anderen. Was aber wurde Dir angeboten? Es gibt drei Mächte, es sind die einzigsten drei Mächte auf Erden, die das Gewissen dieser kraftlosen Empörer zu ihrem Glück auf ewig besiegen und bannen können, — das sind: das Wunder, das Geheimnis und die Autorität. Du verwarfst das eine wie das andere und auch das dritte, und zeigtest dies deutlich im Beispiel. Als der furchtbare und allwissende Geist Dich auf die Zinne des Tempels führte und zu Dir sprach: „Wenn Du wissen willst, ob Du Gottes Sohn bist, so stürze Dich hinab, denn es ist gesagt von Ihm, daß Engel Ihn auffangen und tragen würden, damit Er seinen Fuß an keinen Stein stoße: dann wirst Du erfahren, ob Du Gottes Sohn bist, und wirst damit beweisen, wie groß Dein Glaube an Deinen Vater ist“, da wiesest du die Versuchung von Dir, Du unterlagst ihr nicht und stürztest Dich nicht hinab. O, gewiß, Du han-

deltest stolz und erhaben wie ein Gott, aber sind denn die Menschen, sind denn diese schwachen Geschöpfe mit den Empörerinstinkten, — sind denn das Götter? O, Du wußtest gar wohl, daß Du, wenn Du nur einen Schritt getan hättest, nur eine Bewegung, um Dich hinabzustürzen, Du sofort Gott versucht und Deinen ganzen Glauben an ihn verloren hättest und an der Erde zerschellt wärest, an derselben Erde, die zu retten Du gekommen warst, und der kluge Geist, der Dich versuchte, hätte seine Freude daran gehabt. Ich aber frage Dich nochmals: gibt es denn viele solcher wie Du? Und hast Du wirklich nur einen Augenblick glauben können, daß auch die Menschen einer ähnlichen Versuchung widerstehen würden? Ist denn die Natur des Menschen so beschaffen, daß er das Wunder verschmähen und selbst in so furchtbaren Augenblicken, wenn die Seele vor den tiefsten und letzten, schrecklichsten und quälendsten Fragen steht, mit der freien Entscheidung seines Herzens allein bleiben könnte? O, Du wußtest, daß Deine Tat in den Schriften aufbewahrt werden und auch noch die letzte Tiefe der Zeiten und die letzten Grenzen der Erde erreichen wird, und Du hofftest, daß der Mensch, wenn er Dir folgt, bei Gott bleiben und des Wunders nicht bedürfen werde. Aber Du wußtest nicht, daß der Mensch, sobald er das Wunder verwirft, sofort auch Gott verwirft, denn der Mensch sucht nicht so sehr Gott, als er Wunder sucht. Und da der Mensch nicht die Kraft hat, ohne Wunder auszukommen, so wird er sich neue Wunder schaffen, wird sie sich selbst ausdenken und wird die Wundertaten der Zauberer, die Hexerei alter Weiber anbeten, wenn er auch hundertmal Empörer, Ketzler und ein Gottloser ist. Du stiegst nicht herab vom Kreuze, als man Dir mit Spott und Hohn zurief: „Steige herab vom Kreuze, und wir werden glauben, daß Du Gottes Sohn bist!“ Du aber stiegst nicht herab, weil Du wiederum den Menschen nicht durch ein Wunder zum Sklaven machen wolltest, weil Dich nach freiwilliger und nicht nach durch Wunder erzwungener Liebe verlangte. Dich dürstete nach der Liebe freier Menschen, nicht nach knechti-

die bei der ersten Auferstehung auferstehen würden, und es seien je zwölftausend aus jedem Stamm gewesen. Wenn aber ihrer nur so wenige waren, so waren auch sie gewissermaßen nicht Menschen, sondern Heilige, gleichsam Götter. Sie haben Dein Kreuz erduldet, sie haben jahrzehntelang hungrige, nackte Wüste ertragen, sich nur von Heuschrecken und Wurzeln genährt, — und selbstverständlich kannst Du nun stolz auf diese Kinder der Freiheit, der Freiheit in der Liebe und der Freiheit im großen Opfer um Deines Namens willen, hinweisen. Vergiß aber nicht, daß ihrer im ganzen nur wenige Tausende waren, und noch dazu lauter Außergewöhnliche, nahezu Götter! Wo aber sind die übrigen? Worin besteht die Schuld der übrigen schwachen Menschen, daß sie nicht dasselbe haben ertragen können, was die Starken ertragen haben? Worin liegt die Schuld der schwachen Seele, daß es über ihre Kraft geht, so schrecklichen Gaben gewachsen zu sein? Kamst Du denn wirklich nur zu den Auserwählten und um der Auserwählten willen? Wenn es so ist, dann waltet hier ein Geheimnis, das wir nicht fassen können. Wenn es aber ein Geheimnis ist, so waren auch wir im Recht, das Mysterium zu predigen und sie zu lehren, daß nicht der freie Entschluß ihrer Herzen und nicht die Liebe entscheidet, sondern eben das Geheimnis, dem sie blind zu gehorchen haben, und sei es auch gegen ihr Gewissen. Und so haben wir getan. Wir haben Deine Tat verbessert und sie auf dem *Wunder*, dem *Geheimnis* und der *Autorität* aufgebaut. Und die Menschen freuten sich, daß sie wieder wie eine Herde geführt wurden, und daß von ihren Herzen endlich das ihnen so furchtbare Geschenk, das ihnen soviel Qual gebracht hatte, genommen wurde. Waren wir im Recht, als wir so lehrten und handelten? Sprich! Haben wir die Menschheit denn nicht geliebt, als wir demütig ihre Ohnmacht einsahen, liebevoll ihre Bürde erleichterten und ihrer kraftarmen Natur sogar zu sündigen erlaubten, allerdings nur mit unserer Genehmigung? Willst Du uns nun stören? Und warum blickst Du mich so stumm und tief mit Deinen milden Augen an? Zürne mir

doch, ich will Deine Liebe nicht, denn auch ich liebe Dich nicht! Und was sollte ich vor Dir verheimlichen? Oder weiß ich denn nicht, mit wem ich rede? Was ich Dir zu sagen habe, ist Dir längst bekannt, das lese ich in Deinen Augen. Und wozu sollte ich unser Geheimnis vor Dir verbergen? Oder willst Du es vielleicht gerade von meinen Lippen vernehmen? So höre denn: Wir sind nicht mit Dir verbündet, sondern mit *ihm*, das ist unser ganzes Geheimnis! Schon lange sind wir nicht bei Dir, sondern bei *ihm*, schon seit acht Jahrhunderten. Es sind nun acht Jahrhunderte her, da wir von *ihm* das nahmen, was Du unwillig von Dir wiesest, jene letzte Gabe, die er Dir anbot, als er Dir alle Reiche der Erde zeigte: wir nahmen von ihm Rom und das Schwert des Kaisers, und wir erklärten, daß nur wir allein die Herren dieser Welt seien, die einzigen Herrscher der Erde, wenn wir auch unser Werk bis jetzt noch nicht vollendet haben. Doch wessen Schuld ist das? O, dieses Werk steckt bis jetzt noch in den Anfängen, aber es ist doch wenigstens der Anfang gemacht. Lange noch wird man auf die Vollendung des Werkes warten müssen, und viel wird die Erde inzwischen leiden, aber wir werden unser Ziel erreichen und werden Kaiser sein, und dann werden wir an das irdische Glück aller Menschen denken. Und doch hättest Du auch damals schon das Schwert des Kaisers nehmen können. Warum verschmähtest Du diese letzte Gabe? Hättest Du diesen dritten Rat des mächtigen Geistes angenommen, so hättest Du alles erfüllt, was der Mensch auf Erden sucht, und das ist: vor wem er sich beugen, wem er sein Gewissen übergeben kann, und auf welche Weise sich endlich alle Menschen zu einem einzigen, einstimmigen Ameisenhaufen vereinigen könnten. Denn das Bedürfnis nach der universalen Vereinigung ist die dritte und letzte Qual der Menschen. In der Gesamtheit hat die Menschheit immer danach gestrebt, sich unbedingt welteinheitlich einzurichten. Es hat viele große Völker mit großer Geschichte gegeben, aber je höher diese Völker standen, um so unglücklicher waren sie, denn

um so stärker erkannten sie die Notwendigkeit der allweltlichen Vereinigung der Menschen. Große Eroberer, die Timur und die Dschingis-Chan, sind wie gewaltige Wirbelstürme über die Erde gebraust, in dem Bestreben, die Welt zu erobern, und auch sie drückten, wenn auch unbewußt, dasselbe mächtige Bedürfnis der Menschheit nach der allgemeinen und weltumfassenden Vereinigung aus. Hättest Du das Schwert und den Purpur des Kaisers angenommen, so hättest Du die Weltherrschaft begründet und der Welt den Frieden gegeben. Denn wahrlich, wer sollte wohl sonst über die Menschen herrschen, wenn nicht diejenigen, die ihr Gewissen und ihre Brote in der Hand haben? Und so nahmen wir das Schwert des Kaisers, da wir es aber nahmen, verwarfen wir natürlich Dich und folgten ihm. O, es werden noch Jahrhunderte des Unfugs ihres freien Verstandes, ihrer Wissenschaft und Menschenfresserei vergehen — denn wenn sie ihren babylonischen Turm ohne uns beginnen, werden sie mit der Menschenfresserei enden. Dann aber wird das Tier zu uns herankriechen, und es wird uns die Füße lecken und sie mit den blutigen Tränen seiner Augen netzen. Und wir werden uns auf das Tier setzen und den Kelch erheben, auf dem geschrieben steht: „Geheimnis!“ Und dann erst, dann erst wird für die Menschen das Reich der Ruhe und des Glücks beginnen. Du bist stolz auf Deine Auserwählten, aber Du hast ja nur die Auserwählten, wir aber werden allen Frieden geben. Und überdies: wie viele von diesen Auserwählten, von den Starken, die Auserwählte hätten werden können, wurden schließlich müde des Wartens auf Dich und brachten und bringen die Kraft ihres Geistes und die Glut ihres Herzens auf ein anderes Ackerfeld und enden damit, daß sie gegen Dich, gerade gegen Dich ihr freies Banner erheben. Aber Du selbst hast ja dieses Banner erhoben. Bei uns werden alle glücklich sein, und sie werden sich weder empören noch sich gegenseitig vernichten, wie sie es in Deiner Freiheit allerorten tun. O, wir werden sie überzeugen, daß sie erst dann frei sein wer-

den, wenn sie sich von ihrer Freiheit unserethalben lossagen und sich uns unterwerfen. Nun sage: werden wir recht haben, oder wird das gelogen sein? Nein, sie werden sich selbst überzeugen, daß wir recht haben, denn sie werden sich erinnern, bis zu welchen Schrecken der Sklaverei und Verwirrung Deine Freiheit sie gebracht hat. Die Freiheit, der freie Verstand und die Wissenschaft werden sie in solche Klüfte und Abgründe führen und vor solche Wunder und so unerforschliche Geheimnisse stellen, daß die einen von ihnen, die Ununterwürfigen und Rabiaten, sich selbst vernichten werden, die Unterwürfigen und Kraftarmen jedoch sich gegenseitig vernichten, und die übrigen, die Dritten, die Kraftlosen und Unglücklichen zu uns herankriechen und zu unseren Füßen aufheulen werden: „Ja, ihr hattet recht, ihr allein besaßt Sein Geheimnis, und wir kehren zu euch zurück, rettet uns vor uns selbst!“ Und wenn sie dann von uns Brote erhalten, werden sie natürlich erkennen, daß wir nur ihre Brote, die von ihren eigenen Händen geschaffenen Brote von ihnen nehmen, um sie wieder an sie zu verteilen, also ihnen ohne jedes Wunder Brot geben. Sie werden sehen, daß wir nicht Steine in Brot verwandeln. Aber wahrlich, mehr noch als über das Brot werden sie sich darüber freuen, daß sie es aus unseren Händen erhalten! Denn nur zu gut werden sie sich erinnern, daß früher, ohne uns, selbst die Brote, die sie schufen, sich in ihren Händen bloß in Steine verwandelten, daß aber, als sie zu uns zurückkehrten, selbst die Steine in ihren Händen zu Broten wurden. Nur zu gut, nur zu gut werden sie zu schätzen wissen, was es heißt, sich ein für allemal unterworfen zu haben! Solange sie das nicht begreifen, werden sie unglücklich sein. Wer hat nun am meisten zu diesem Unverstand beigetragen? Sprich! Wer hat die Herde zerstreut und sie auf unbekannte Wege versprengt? Aber die Herde wird sich wieder zusammenfinden und sich von neuem unterwerfen, und dann schon ein für allemal. Dann werden wir ihnen ein stilles, bescheidenes Glück geben, das

Glück kraftarmer Kreaturen, als die sie ja geschaffen sind. O, wir werden sie schließlich überzeugen, daß sie gar kein Recht haben, stolz zu sein, denn *Du* hast sie emporgehoben und damit gelehrt, stolz zu sein; *wir* aber werden ihnen beweisen, daß sie kraftarm, daß sie nur armselige Kinder sind, daß aber das Kinderglück süßer als jedes andere ist. Sie werden bescheiden und schüchtern werden und werden zu uns aufblicken und sich in Angst an uns schmiegen wie die Küchlein an die Henne. Sie werden sich rühren und uns scheu anstauen und werden stolz darauf sein, daß wir so mächtig und so klug sind, da wir doch eine so wilde, tausendmillionenköpfige Herde haben bändigen können. Entkräftet werden sie vor unserem Zorne zittern, ihr Geist wird kleinmütig, ihre Augen werden tränenreich werden wie die Augen der Kinder und Weiber, doch ebenso leicht wie zu Tränen werden sie auf unseren Wink zu Frohsinn und Heiterkeit, zu heller Lustigkeit und glücklichen Kinderliedern übergehen. Freilich werden sie arbeiten müssen, aber in den arbeitsfreien Stunden werden wir ihr Leben zu einem Kinderspiel gestalten, mit Gesängen, Chören und unschuldigen Tänzen. O, wir werden ihnen sogar die Sünde gestatten — sie sind doch schwach und kraftlos — und sie werden uns wie Kinder dafür lieben, daß wir ihnen zu sündigen erlauben. Wir werden ihnen sagen, daß jede Sünde gesühnt werden kann, wenn sie nur mit unserer Erlaubnis begangen worden ist; die Erlaubnis aber zum Sündigen geben wir ihnen nur darum, weil wir sie lieben, und die Strafe für diese Sünden nehmen wir, mag es denn so sein, auf uns. Wir werden sie auch in der Tat auf uns nehmen, sie aber werden uns dafür vergöttern als ihre Wohltäter, die vor Gott ihre Sünden tragen. Und sie werden vor uns keinerlei Geheimnisse haben. Wir werden ihnen erlauben oder verbieten, mit ihren Frauen und Geliebten zu leben, Kinder zu haben oder nicht zu haben — immer je nach ihrem Gehorsam —, und sie werden sich uns freudig und mit Lust unterwerfen. Selbst die quälendsten Geheimnisse ihres

Gewissens, — alles, alles werden sie zu uns tragen, und wir werden alles entscheiden, und sie werden mit Freuden unserer Entscheidung glauben, denn sie wird sie von der großen Sorge und den furchtbaren gegenwärtigen Qualen einer persönlichen und freien Entscheidung erlösen. Und alle werden glücklich sein, alle Millionen Wesen, außer den Hunderttausend, die über sie herrschen. Denn nur wir, wir, die wir das Geheimnis hüten, nur wir werden unglücklich sein. Es wird Tausende von Millionen glücklicher Kinder geben und nur hunderttausend Leidtragende, die den Fluch der Erkenntnis von Gut und Böse auf sich genommen haben. Still werden sie sterben, still werden sie erlöschen in Deinem Namen und jenseits des Grabes nichts als den Tod finden. Aber wir werden das Geheimnis wahren und werden die Menschen beglücken, indem wir ihnen himmlische und ewige Belohnung verheißen. Denn selbst wenn es dort in jener Welt etwas geben sollte, so wird es doch selbstverständlich nicht für solche wie sie sein. Man sagt und prophezeit, daß Du kommen und von neuem siegen werdest, daß Du mit Deinen Auserwählten, Deinen Stolzen und Mächtigen kommen wirst. Wir aber werden dann sagen, daß sie nur sich selbst, wir aber alle gerettet haben. Man sagt, daß die Buhlerin, die auf dem Tiere sitzt und in ihren Händen das *Geheimnis* hält, beschimpft werden wird, daß die Kraftarmen sich wieder empören, das Purpurgewand der großen Buhlerin zerreißen und ihren „eklen“ Leib entblößen werden. Dann aber werde ich mich erheben und, zu Dir gewandt, auf diese Tausende von Millionen glücklicher Kinder, die die Sünde nicht gekannt haben, hinweisen. Und wir, die ihre Sünden auf uns genommen haben, um sie glücklich zu machen, wir werden dann vor Dich hintreten und Dir sagen: ‚Verurteile uns, wenn Du es kannst und wagst.‘ Wisse, daß ich keine Furcht vor Dir habe. Wisse, daß auch ich in der Wüste war, daß auch ich mich von Heuschrecken und Wurzeln genährt, daß auch ich die Freiheit, mit der Du die Menschen gesegnet hattest, segnete,

und sie dabei auf dem ganzen Wege betrügen muß, damit diese armseligen Blinden nicht merken, wohin sie geführt werden und sich wenigstens auf dem Wege für glücklich halten. Und vergiß nicht, daß der Betrug im Namen desjenigen geschieht, an dessen Idealgestalt der Greis sein Leben lang so leidenschaftlich geglaubt hat! Meinst du, daß das kein Unglück sei? Und wenn es auch nur einen einzigen solchen gäbe an der Spitze dieses ganzen Heeres, ‚das nur um des Besitzes schmutziger Güter willen nach Macht verlangt‘, — genügte dann wirklich nicht ein einziger solcher, damit eine Tragödie entstehe? O, ich sage dir, es genügte, daß ein Einziger dieser Art an der Spitze stände, auf daß die Idee, die Rom mit allen seinen Legionen und Jesuiten solange leitet, die höhere Idee Roms, endlich zum Ausdruck käme. Ich sage dir ganz offen: ich bin fest überzeugt, daß unter jenen, die an der Spitze der Bewegung stehen, dieser eine Mensch nie erlahmt ist. Wer weiß, vielleicht hat es auch unter den römischen Kirchenoberhäuptern solche Einzelne gegeben. Und wer weiß, vielleicht lebt dieser verfluchte Greis, der so hartnäckig und eigenartig die Menschheit liebt, auch jetzt in Gestalt einer ganzen Heerschar solcher Einzelnen, die aber durchaus keine Zufallserscheinungen sind, sondern gleichsam in stillem Einvernehmen einen Geheimbund bilden, der schon längst zur Wahrung des Geheimnisses vor den unglücklichen und kraftarmen Menschen besteht zu dem Zweck, diese Menschen glücklich zu machen. Das gibt es unbedingt, und es muß so etwas geben. Mir schwant, daß auch die Freimaurer etwas von der Art dieses Geheimnisses in ihrer Grundidee haben, und ich glaube sogar, daß sie nur deswegen von den Katholiken so gehaßt werden, weil diese in ihnen Konkurrenten und eine Gefahr für die Einheit ihrer katholischen Idee wittern, während es doch eine einzige Herde unter einem einzigen Hirten werden soll . . . Übrigens habe ich, wenn ich meinen Gedanken verteidige, den Anschein eines Autors, der deine Kritik nicht ertragen kann. Genug davon.«

nur bis zum dreißigsten Jahr, und dann — den Becher fortgeschleudert!«

»Und die krausen, klebrigen Frühlingsblätter, und die teuren Gräber, und der hohe, blaue Himmel, und das geliebte Weib! Wie willst du denn leben, womit wirst du sie denn lieben?« fragte Aljoscha traurig. »Ist denn das möglich, mit einer solchen Hölle in der Brust und im Kopf, — ist denn das möglich? Nein, du fährst gerade deshalb hin, um dich ihnen anzuschließen . . . wenn aber nicht, so wirst du dich selbst töten, du wirst es so nicht aushalten!«

»Es gibt eine Kraft, die alles aushält!« sagte Iwan mit bereits kaltem, flüchtigem Lächeln.

»Was ist das für eine Kraft?«

»Die Karamásoffsche . . . die Kraft der Karamasoffschen Niedertracht.«

»Heißt das — in Ausschweifung untergehen, die Seele in Verderbnis ersticken, ja? heißt es das?«

»Meinetwegen auch das . . . aber bis zum dreißigsten Jahr werde ich es, wie gesagt, vielleicht auch vermeiden, dann aber . . .«

»Wie das vermeiden? Auf welche Weise vermeiden? Wodurch willst du dem entgehen? Mit deinen Anschauungen ist das unmöglich.«

»Wiederum auf Karamasoffsche Art.«

»Ach so!—,alles ist erlaubt? Nicht? Das ist's doch—alles ist erlaubt?«

Iwans Gesicht verfinsterte sich, und plötzlich wurde er seltsam bleich.

»Du hast es also richtig nicht vergessen — das gestern gefallene Wort, das Miúsoff so empörte . . . und das Dmitrij so naiv und auffallend wiederholte?« fragte er mit einem schiefen Lächeln. »Ja, meinetwegen: ‚alles ist erlaubt‘ — wenn das Wort schon einmal ausgesprochen ist. Ich nehme es nicht zurück. Mitjas Redaktion war übrigens gar nicht so übel.«

Aljoscha blickte ihn schweigend an.

»Aljoscha, ich glaubte, wenn ich jetzt abreise, auf der ganzen Welt wenigstens dich zu haben«, sagte Iwan plötzlich mit ganz unerwartetem Gefühl, »aber jetzt sehe ich, daß auch in deinem Herzen kein Platz für mich ist, mein lieber Anachoret! Von der Formel ‚alles ist erlaubt‘ sage ich mich nicht los, nun, und deswegen sagst du dich von mir los, ist es nicht so, ja?«

Aljoscha stand auf, trat zu ihm und küßte ihn schweigend sacht auf den Mund.

»Das ist literarischer Diebstahl!« rief nach dem Kuß Iwan aus, der aber auf einmal gleichsam begeistert war. »Das hast du aus meiner Dichtung gestohlen! Trotzdem . . . hab Dank. — Komm jetzt, laß uns gehen, Aljoscha, es ist Zeit für mich wie für dich.«

Sie gingen hinaus, doch unten an der Treppe blieben sie stehen.

»Höre, Aljoscha«, sagte Iwan mit fester Stimme, »wenn mich wirklich nur noch die kleinen klebrigen Frühlingsblätter festhalten werden, so werde ich sie doch nur in der Erinnerung an dich lieben. Es genügt mir, daß du hier irgendwo bist, und daß ich das Leben noch leben mag. Genügt dir das? Wenn du willst, betrachte das meinerwegen als eine Liebeserklärung. Jetzt aber — gehst du nach rechts und ich nach links. Es ist genug geredet, hörst du? Das heißt, ich meine, falls ich morgen nicht abreisen sollte (ich werde aber wahrscheinlich bestimmt abreisen) und wir uns doch noch irgendwie treffen sollten, so bitte ich, über alle diese Dinge kein Wort mehr. Ich bitte dich ausdrücklich darum. Und auch über Dmitrij, darum bitte ich dich besonders, rede kein Wort mehr, sprich mir nie mehr von ihm«, fügte er plötzlich gereizt hinzu. »Ich denke, wir haben uns darüber nichts mehr zu sagen, nicht wahr? Und dafür werde ich dir jetzt auch meinerseits ein Versprechen geben: Wenn ich um das dreißigste Jahr herum den ‚Becher fortschleudern‘ möchte, so werde ich kommen und dich, wo du auch sein solltest, doch noch einmal aufsuchen, um noch einmal

mit dir zu reden . . . und wär's auch aus Amerika, das wisse. Ich werde einzig deshalb kommen. Es wird auch sehr interessant sein, dich dann wiederzusehen, wie du sein wirst. Das Versprechen ist doch genügend feierlich? Wir nehmen vielleicht wirklich auf sieben oder auf zehn Jahre Abschied voneinander. Nun, geh jetzt zu deinem Pater Seraphicus, er liegt ja im Sterben. Stirbt er in deiner Abwesenheit, so wirst du dich noch über mich ärgern, da ich dich solange aufgehalten habe. Also auf Wiedersehen. Weißt du, küsse mich noch einmal . . . So. Und nun geh . . .«

Iwan wandte sich plötzlich um und ging seinen Weg, ohne sich noch einmal nach dem Bruder umzusehen. Das war so ähnlich dem, wie gestern der Bruder Dmitrij von Aljoscha weggegangen war, obschon doch wieder in einer ganz anderen Weise. Diese sonderbare kleine Beobachtung schoß wie ein Pfeil durch Aljoschas traurigen Sinn und verlor sich in einem sorgenvollen, die Gedanken lähmenden Gefühl. Er wartete noch ein wenig und blickte dem Bruder nach. Da fiel ihm plötzlich auf, daß sein Bruder Iwan gleichsam schaukelnd ging, und daß seine rechte Schulter, von hinten gesehen, niedriger zu sein schien als die linke. Das hatte Aljoscha sonst nie bemerkt. Doch plötzlich drehte auch er sich um und eilte fast laufend zum Kloster zurück. Es dämmerte bereits stark, und Aljoscha fühlte, wie sich mit der wachsenden Dunkelheit Angst in seinem Herzen erhob. Es war etwas Neues in ihm, das wuchs und wuchs, aber er hätte nicht sagen können, was es war. Es hatte sich wieder ein Wind erhoben, wie gestern, und als er den Wald der Einsiedelei erreichte, brauste es düster in den Kronen der hundertjährigen Föhren ringsum. Er lief beinahe.

»Pater Seraphicus! — diesen Namen hat er irgendwoher genommen, woher aber?« dachte Aljoscha flüchtig. »Iwan, armer Iwan! Und wann werde ich dich wiedersehen? . . . Da ist die Einsiedelei, Herrgott! Ja, ja, er, Pater Seraphicus, er wird mich retten . . . vor ihm und auf ewig!«

In seinem späteren Leben erinnerte er sich noch oft dieses

Fjodorowitsch begriff in derselben Sekunde bewußt und klar, daß dieser Diener Ssmerdjakoff in seiner Seele gesessen hatte, und daß gerade diesen Menschen seine Seele nicht ertragen konnte. Schon vorhin, bei der Erzählung Aljoschas von seiner Begegnung mit Ssmerdjakoff im Nachbargarten, hatte etwas Finsteres und Widerwärtiges sich ihm ins Herz gebohrt und sofort seine Wut entfacht. Während des folgenden Gespräches hatte er dann Ssmerdjakoff eine Weile vergessen. Trotzdem war der Gedanke an diesen Diener in seiner Seele geblieben, und kaum hatte er sich von Aljoscha getrennt und den Weg zum Vaterhause eingeschlagen, da war auch die vergessene Empfindung wieder über ihn gekommen. »Kann mich denn dieser elende Lump wirklich dermaßen beunruhigen!« dachte er in unerträglicher Wut.

Diese Wut hatte aber noch einen besonderen Grund. Ihm war dieser Mensch in der letzten Zeit tatsächlich verhaßt geworden, besonders in den letzten Tagen. Es war ihm sogar aufgefallen, wie sich sein Haß gegen diesen Diener immer noch vertieft hatte. Vielleicht vertiefte sich dieser Haß gerade deswegen so überwältigend, weil er zu Anfang sich ganz anders zu ihm verhalten hatte. Damals, d. h. kurz nach seiner Ankunft bei uns, hatte Iwan Fjodorowitsch sich plötzlich ganz besonders für diesen Ssmerdjakoff interessiert und ihn sogar sehr originell gefunden. Er hatte ihn selbst daran gewöhnt, mit ihm zuweilen ein Gespräch anzuknüpfen, sich aber stets über seine gewisse Einfalt oder vielleicht nicht so sehr Einfalt als innere Unruhe gewundert, ohne dabei zu begreifen, was »diesen Sinnierer« so unaufhörlich und unablässig beunruhigen konnte. Sie sprachen über Philosophisches, sprachen über alles Mögliche — unter anderm auch darüber, wie es am ersten Tage hatte Tag sein können, da die Sonne, der Mond und die Sterne doch erst am vierten Tage geschaffen worden waren, kurz, wie man das alles zu verstehen hätte. Aber Iwan Fjodorowitsch überzeugte sich gar bald, daß es Ssmerdjakoff dabei gar nicht um Sonne, Mond und Sterne zu tun war, daß Sonne, Mond und Sterne,

wenn sie auch einen relativ interessanten Gesprächsstoff abgaben, für Ssmerdjakoff vielmehr nebensächliche Dinge waren, und daß er bei diesen Gesprächen etwas ganz anderes im Sinn hatte. Wie dem aber nun auch sein mochte, jedenfalls begann sich allmählich bei jeder Gelegenheit eine grenzenlose Eigenliebe in Ssmerdjakoffs Worten zu äußern. Obendrein war dies eine Eigenliebe, die sich gekränkt und erniedrigt glaubte. Das mißfiel Iwan Fjodorowitsch sehr. Und damit hatte dann sein Haß angefangen. Späterhin waren die Familienszenen dazwischen gekommen, die ganze Geschichte mit Gruschenka und der Streit zwischen Dmitrij und dem Vater. Sie hatten auch darüber gesprochen. Obwohl Ssmerdjakoff über diese Angelegenheiten stets sehr erregt sprach, war es doch unmöglich festzustellen, was er dabei eigentlich selbst wünschte oder zu wem er hielt. Ja, über die Unlogik und den Widerspruch mancher seiner Wünsche, die er zuweilen ganz wie aus Versehen aussprach, und die alle gleich unklar waren, mußte man sich geradezu wundern. Ssmerdjakoff stellte seine Fragen immer irgendwie indirekt, obwohl er sie sich augenscheinlich schon vorher ausgedacht hatte; wozu er das aber tat, das erklärte er nicht. Gewöhnlich verstummte er mitten in seinem interessiertesten Gespräch, oder er ging plötzlich auf ein ganz anderes Thema über. Doch vor allem anderen, was Iwan Fjodorowitsch ärgerte und in ihm schließlich einen so großen Widerwillen hervorrief, war es eine gewisse widerliche und besondere Familiarität, die sich der Diener ihm gegenüber, je länger desto unverschämter, herausnahm. O, versteht sich, nicht daß er sich erlaubt hätte, unhöflich zu sein! Im Gegenteil, er war immer ungewöhnlich ehrerbietig, aber es hatte sich mit der Zeit so gemacht, daß Ssmerdjakoff, Gott weiß warum, sich für solidarisch mit Iwan Fjodorowitsch zu halten begann und in einem Ton redete, als ob zwischen ihnen beiden etwas Verabredetes wäre, etwas Geheimes, das irgend einmal von beiden angedeutet, wenn auch nicht ausgesprochen worden wäre, das aber nur ihnen allein be-

»Warum hast du dich denn überhaupt darauf eingelassen? Warum hast du Dmitrij Fjodorowitsch alles hinterbracht?« fragte Iwan Fjodorowitsch gereizt.

»Aber wie sollte ich denn nicht? Und ich hab mich auch gar nicht hineingemischt, wenn ich die volle Wahrheit sagen soll. Ich habe vom ersten Anfang an alleweil geschwiegen, dieweil ich nicht wagte zu antworten, Dmitrij Fjodorowitsch aber haben mich ungefragt gezwungen, ihr Diener zu sein, und jetzt kennen sie für mich nur ein Wort: ‚Schlage dich platt, Kanaille, mausetot, wenn du sie hineinläßt!‘ Ich bin sicher, Herr, daß ich morgen einen langen Anfall haben werde.«

»Was für einen langen Anfall?«

»So einen langen Anfall, einen ungewöhnlich langen. Mehrere Stunden oder einen ganzen Tag und noch einen zweiten Tag womöglich. Einmal hatte ich ihn drei Tage lang, dieweil ich damals vom Wäscheboden gefallen war. Es hört beinahe auf — fängt aber dann wieder an. Ich konnte an all diesen drei Tagen nicht zu klarer Besinnung kommen. Fjodor Pawlowitsch schickten nach Herzenstube, dem hiesigen Arzt, der legte mir Eis auf die Schläfen und verordnete noch ein anderes dummes Mittel . . . Ich hätte daran sterben können.«

»Soviel ich weiß, kann man bei dieser Krankheit nicht voraussagen, daß man dann und dann einen Anfall bekommen werde. Wie kannst du also sagen, daß du morgen einen haben wirst?« erkundigte sich mit ganz besonderer und gereizter Neugier Iwan Fjodorowitsch.

»Das stimmt genau, daß man's nicht vorauswissen kann.«

»Und zudem hattest du ihn damals nur darum, weil du vom Boden gefallen warst.«

»Auf den Boden gehe ich jeden Tag, ich kann alsomit auch morgen von der Bodentreppe herabfallen. Oder wenn nicht von dort, dann kann ich ja auch in den Keller hinabfallen, dieweil ich auch in den Keller täglich von wegen der Wirtschaft gehen muß.«

witsch morgen, wenn Marfa Ignatjewna ihr Vorhaben ausführt, nichts hören, und so kann denn auch von einem Nichthereinlassen Dmitrij Fjodorowitschs durch Grigorij gar keine Rede sein: nichts als schlafen wird er.«

»Welch ein Blödsinn!« fuhr ihn Iwan Fjodorowitsch zornig an. »Das trifft ja alles wie absichtlich zusammen: du bewußtlos nach dem epileptischen Anfall und Grigorij und Marfa in festestem Schlaf! – Oder steckst du vielleicht dahinter, daß sich alles so vorzüglich trifft?« stieß er plötzlich kurz hervor und zog drohend die Brauen zusammen.

»Wie soll ich dahinter stecken . . . und wozu sollte ich das zu tun versuchen, wenn doch hier alles nur von Dmitrij Fjodorowitsch abhängt und von ihren Absichten . . . Wollen sie was anstiften, so wird es alsomit auch geschehen, wenn hinwiederum nicht, so werde doch ich nicht absichtlich sie herrufen, um sie zu ihrem Erzeuger hineinzuschicken.«

»Aber warum soll er denn zum Vater kommen, und dazu noch heimlich, wenn Agrafena Alexandrowna, wie du selbst sagst, überhaupt nicht kommen wird?« fuhr Iwan Fjodorowitsch, bleich vor Wut, fort. »Du sagst doch selbst, daß sie nicht zu ihm kommen will, und auch ich war die ganze Zeit, die ich hier verbracht habe, überzeugt, daß der Alte nur phantasiert, und daß dieses Geschöpf nie zu ihm kommen wird! Warum nun soll sich Dmitrij mittels dieser Zeichen zum Alten hineinschleichen wollen? Sprich! Ich will deine Gedanken wissen!«

»Ihr geruht doch selber zu wissen, warum Dmitrij Fjodorowitsch kommen werden, wozu hier meine Gedanken? Dmitrij Fjodorowitsch können doch schon aus Wut kommen oder auch aus Argwohn, beispielsweise, wenn ich krank bin. Dann wissen sie, daß ich nicht aufpassen kann, und werden vielleicht wie gestern in die Zimmer laufen, um sich alsomit zu vergewissern, ob ihre Dame nicht irgendwie von ihnen unbemerkt gekommen ist. Auch wissen sie ganz genau, daß der alte Herr ein großes Kuvert bereit liegen haben, und daß da drin dreitausend Rubel sind, und daß

wisse das«, sagte der Staretz mit einem stillen Lächeln. »Ich denke so über dich: Du wirst aus diesen Mauern hinausgehen, in der Welt aber wirst du wie ein Mönch verbleiben. Viele Widersacher wirst du haben, doch selbst deine Feinde werden dich lieben. Viel Leid wird dir das Leben bringen, doch eben dadurch wirst du auch glücklich sein und wirst das Leben segnen und auch andere bewegen, es zu segnen, — was von allem das Wichtigste ist. Sieh, so einer bist du.

Meine Väter und Lehrer«, wandte er sich gerührt lächelnd an seine Gäste, »bis auf den heutigen Tag habe ich noch niemand gesagt, auch ihm nicht, warum der Anblick dieses Jünglings meiner Seele so lieb war. Jetzt will ich es sagen: sein Anblick war mir wie eine Erinnerung und wie eine Verheißung. Im Morgenrot meiner Tage, als ich noch ein Kind war, hatte ich einen älteren Bruder, der als Jüngling, kaum siebzehn Jahre alt, vor meinen Augen starb. Und nachher, mit der Zeit, wie ich mein Leben durchschritt, überzeugte ich mich immer mehr und mehr, daß dieser mein älterer Bruder in meinem Schicksal gleichsam ein Hinweis und wie eine Vorbestimmung von oben war; denn wäre er nicht in meinem Leben erschienen, hätte es ihn überhaupt nicht gegeben, so wäre ich vielleicht nie auf den Gedanken gekommen, so denke ich jetzt, das Amt des Mönches zu wählen und diesen Weg einzuschlagen, der mir jetzt so teuer ist. Jene erste Erscheinung ward mir noch in der Kindheit zuteil, und nun, wo mein Weg schon bergab führt und sich dem Ende nähert, tritt sie mir wie wiedererstanden aufs neue leibhaftig vor die Augen. Wie ein Wunder ist es, Väter und Lehrer, daß Alexei, obschon er ihm dem Gesicht nach nicht vollkommen gleicht, sondern nur ein wenig, gleichwohl geistig jenem so ähnlich ist, daß ich ihn oftmals geradezu für jenen Jüngling, meinen Bruder, gehalten habe, der am Ende meiner Tage auf geheimnisvolle Weise zu mir gekommen ist, um mich an etwas zu erinnern und zutiefst zu überzeugen, so daß ich mich sogar über mich selbst wunderte und über diese meine wunder-

wandlung begann sich in ihm zu vollziehen! Seine alte Kinderfrau trat einmal zu ihm ins Zimmer und sagte: »Erlaube, mein Täubchen, daß ich auch bei dir das Lämpchen vor dem Heiligenbilde anzünde.« Früher hatte er es nicht erlaubt und hatte das Lämpchen sogar ausgeblasen. »Zünde es nur an, meine Liebe, zünde es an. Ein Ungeheuer war ich, als ich es dir verbot. Du betest zu Gott, indem du das Lämpchen anzündest, und ich bete, indem ich mich über dich freue. Folglich beten wir beide zu ein und demselben Gott.« Sonderbar erschienen uns diese Worte; die Mutter ging in ihr Zimmer und weinte immerzu, nur wenn sie zu ihm kam, trocknete sie sich die Augen und machte ein frohes Gesicht. »Mütterchen, Täubchen, weine nicht, mein Liebes«, sagte er gar manches Mal, »mir bleibt ja noch viel Zeit zum Leben, ich kann mich noch viel mit euch freuen, sieh, wie heiter, welch eine Freude ist doch das Leben!« — »Ach, mein Lieber, was ist denn das für eine Freude für dich, wenn du die ganze Nacht im Fieber liegst und hustest, daß es dir fast die Brust zersprengt!« — »Mama«, antwortete er ihr, »weine nicht, das Leben ist ein Paradies, und alle sind wir im Paradiese, wir wollen es nur nicht wahrhaben; wenn wir es aber wahrhaben wollten, so würden wir morgen im Paradiese sein.« Und alle wunderten sich über seine Worte, so sonderbar und bestimmt sprach er sie aus; und alle weinten vor Rührung. Auch Bekannte kamen zu uns. »Ihr Lieben«, sagte er zu ihnen, »ihr Teuren, wodurch habe ich es verdient, daß ihr mich liebt, warum liebt ihr mich denn, und warum habe ich das früher nicht gewußt und geschätzt?« Den Diensthofen sagte er, wenn sie ihn bedienten: »Ihr Lieben, ihr Guten, warum bedient ihr mich, bin ich es denn wert, daß man mich bedient? Wenn Gott mir die Gnade erwiese und mich leben ließe, so würde ich selbst euch dienen, denn wir alle sollten einander dienen.« Als unsere liebe Mutter dies hörte, schüttelte sie den Kopf und meinte: »Das sagst du so, weil du krank bist!« — »Mama, du meine Freude, gewiß muß es Diener und Herren ge-

ben, aber laßt auch mich einmal Diener meiner Diener sein und ihnen dienen, wie sie mir. Ja, und ich sage dir, Mütterchen, ein jeder von uns ist vor allen an allem schuldig, ich aber bin es mehr als alle anderen.« Die Mutter lächelte darüber, weinte und lächelte: »Wieso, weshalb solltest denn du von allen am meisten schuldig sein? Da gibt es Mörder und Räuber, worin aber kannst du denn schon so gesündigt haben, daß du dich mehr als alle anderen beschuldigst?« — »Mütterchen, mein leibhaftiges Mütterchen, mein eigenstes Herzblut (liebe, ganz ungewohnte Worte begann er damals zu gebrauchen), mein Liebstes, meine Freude, ich sage dir, in Wahrheit ist ein jeder vor allen und für alles schuldig. Ich weiß nicht, wie ich dir das erklären soll, aber ich fühle es, fühle es bis zur Qual. Wie haben wir nur so leben und uns kränken können und es nicht gewußt?« Und jeden Morgen erhob er sich immer freudiger, immer überwältigter und gleichsam zitternd vor Liebe. Wenn der Arzt kam, Doktor Eisenschmidt, ein Deutscher, scherzte er mit ihm: »Nun, Herr Doktor, werde ich noch einen ganzen Tag auf der Welt erleben?« — »Nicht nur einen Tag, noch viele Tage werden Sie erleben«, antwortete ihm manchmal der Arzt, »sogar Monate und Jahre werden Sie noch leben.« — »Wozu denn noch Monate und Jahre!« rief er aus. »Wozu da die Tage zählen! Dem Menschen genügt ja ein einziger Tag, um das ganze Glück zu erfahren. Meine Lieben, warum streiten wir uns, warum tun wir wichtig voreinander, warum vergeben wir nicht einander? Gehen wir doch einfach in den Garten, lustwandeln wir und freuen wir uns, lieben wir einander und lobpreisen wir unser Leben! ...«

»Ihr Sohn ist nicht von dieser Welt«, sagte der Arzt zur Mutter, wenn die ihn zur Tür begleitete, »durch die Krankheit verfällt er in einen Rauschzustand ...«

Die Fenster seines Zimmers gingen auf den Garten hinaus; der Garten war schattig, voll alter Bäume, und an den Bäumen sproßten Frühlingsknospen, und die ersten Vögel zwitscherten und sangen vor seinem Fenster. Er freute sich

über sie, und plötzlich begann er, auch sie um Vergebung zu bitten. »Gottes Vögel, selige Vöglein, vergebt auch ihr, denn auch vor euch habe ich gesündigt.« Das konnte von uns nun niemand mehr verstehen; er aber weinte vor Freude: »Ja«, sagte er, »so groß war der Ruhm Gottes ringsum: Vögel, Bäume, Wiesen und Himmel, nur ich allein lebte in Schmach und schändete alles, weil ich die Schönheit der Welt und den Ruhm des Herrn nicht beachtete.« »Zu viel Sünden nimmst du auf dich«, sagte die Mutter oft weinend. »Mütterchen, meine Freude«, sagte er ihr darauf, »ich weine ja nicht vor Kummer; vor Freude weine ich; es verlangt mich doch selbst danach, vor ihnen schuldig zu sein. Das kann ich dir nicht weiter erklären, denn ich weiß ja selbst nicht, wie ich sie lieben soll. Mag ich doch schuldig sein vor allen, dafür aber wird man auch mir vergeben, und das ist ja das Paradies. Bin ich denn jetzt nicht im Paradiese?«

Und was gäbe es nicht noch alles zu berichten von ihm und aufzubewahren! Ich erinnere mich noch, wie ich einmal ganz allein bei ihm war . . . Es war zur Abendstunde, die Sonne beleuchtete mit letzten schrägen Strahlen das ganze Zimmer. Als er mich erblickte, winkte er mich zu sich heran. Und ich ging zu ihm; er aber faßte mich mit beiden Händen an den Schultern, sah mir mit rührender Liebe ins Gesicht, sagte nichts, sah mich nur minutenlang an. »Nun«, sagte er dann, »gehe jetzt, spiele, lebe für mich!« Ich ging damals hinaus und ging spielen. Aber im späteren Leben dachte ich oft mit Tränen daran, wie er mich geheißen hatte, an seiner statt zu leben. Viele solcher wunderbaren und schönen Worte, die uns damals unverständlich blieben, hat er noch gesagt. Er starb in der dritten Woche nach Ostern bei voller Besinnung, obgleich er schon aufgehört hatte, zu sprechen, doch bis zum letzten Augenblick veränderte er sich nicht: freudig strahlten seine Augen, mit seinen Blicken suchte er uns, lächelte er uns zu, rief er uns an. Selbst in der Stadt sprach man viel über seinen

fang so auf den ersten Anhieb erfaßt haben. Wahrlich, es ist so: daß, sobald die Menschen diesen Gedanken begriffen haben werden, das Himmelreich nicht nur in der Vorstellung, sondern in Wirklichkeit beginnen wird.« — »Aber wann«, rief ich kummervoll aus, »wann wird das geschehen und wird das überhaupt je geschehen können? Wird das nicht immer ein Traum bleiben?« — »Sehen Sie, da haben Sie schon keinen Glauben daran, Sie predigen es zwar, aber Sie selbst glauben nicht daran. Ich sage Ihnen aber, daß dieser ‚Traum‘, wie Sie es nennen, unbedingt Wirklichkeit werden wird, glauben Sie es mir, nur wird es nicht jetzt geschehen, denn jeder Vorgang vollzieht sich nach seinem Gesetz. Dies ist eine seelische, eine psychologische Angelegenheit. Um die Welt zu ändern, sie neu zu gestalten, müssen zuvor die Menschen sich selbst psychisch umstellen und eine andere Richtung einschlagen. Bevor man nicht innerlich zum Bruder eines jeden geworden ist, kann kein Brudertum zur Herrschaft gelangen. Niemals werden die Menschen mit Hilfe einer Wissenschaft oder um eines Vorteils willen durch äußere Hilfsmittel es fertigbringen, ihr Eigentum und ihre Rechte so untereinander zu verteilen, daß niemand zu kurz komme und sich nicht gekränkt fühle. Immer wird es jedem zu wenig scheinen und immer wird man einander vernichten. Sie fragen, wann sich das verwirklichen wird? Es *wird* sich verwirklichen, aber zuerst muß sich die Periode der menschlichen Vereinzelung vollenden.« — »Was für einer Vereinzelung?« fragte ich ihn. — »Eben dieser Vereinzelung, die jetzt überall herrscht, und namentlich in unserem Jahrhundert, die aber noch nicht ganz abgeschlossen ist, deren Frist noch nicht abgelaufen ist. Denn jetzt strebt doch ein jeder nur danach, seine Person möglichst abzusondern, ein jeder möchte in sich selber die ganze Fülle des Lebens erfahren, dabei aber ist das Ergebnis all seiner Anstrengungen, statt der Fülle des Lebens, nur vollständiger Selbstmord, denn statt die volle Entfaltung des eigenen Wesens zu erlangen, verfallen sie nur vollkommener Vereinzelung. Es ist doch tatsächlich so, daß in unserem Jahr-

und das Jahr“. In all ihrer Verlassenheit hüten und bewahren sie vorerst das Bild Christi herrlich und unentstellt in der Reinheit der Gotteswahrheit, wie es von den ältesten Vätern, Aposteln und Märtyrern überliefert ist, und wenn es not sein wird, werden sie es der erschütterten, schwankenden Wahrheit der Weltleute entgegenhalten. Das ist ein großer Gedanke. Im Osten wird dieser Stern aufgehen.

So denke ich über den Mönch, und sollte das wirklich falsch, sollte das wirklich anmaßend sein? Schaut doch nur hin auf die Weltlichen und auf die ganze übrige Welt, die sich über das Gottesvolk erhaben dünkt: ist denn dort die Vorstellung von Gott und von seiner Wahrheit nicht entartet? Sie haben die Wissenschaft, aber in der Wissenschaft gibt es doch nur das, was den Sinnen zugänglich ist. Die geistige Welt dagegen, die höhere Hälfte des Menschseins, wird vollkommen abgelehnt, ist sogar mit einem gewissen Triumph, ja, mit Haß ausgestoßen. Die Welt hat die Freiheit verkündet, besonders in letzter Zeit, aber was sehen wir denn in dieser ihrer Freiheit? Nichts als Sklaverei und Selbstmord! Denn die Welt sagt: »Du hast Bedürfnisse, also befriedige sie auch, denn du hast ja dieselben Rechte wie die angesehensten und reichsten Leute. Scheue dich bloß nicht, sie zu befriedigen, sondern vermehre sie lieber noch«, — das ist die gegenwärtige Lehre der Welt. Eben darin sehen sie die Freiheit. Was aber ergibt sich als Folge aus diesem Recht auf Vermehrung der Bedürfnisse? Bei den Reichen *Vereinsamung* und geistiger Selbstmord, bei den Armen aber Neid und Totschlag, denn die Rechte hat man zwar gegeben, aber die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse nicht überwiesen. Man versichert, die Welt werde sich je weiter desto mehr vereinigen, in eine brüderliche Gemeinschaft verwandeln dadurch, daß man die Entfernungen verkürzt, die Gedanken durch die Luft übermittelt. O, traue nicht einer solchen Vereinigung der Menschen! Wenn sie unter Freiheit die Vermehrung und schnelle Befriedigung der Bedürfnisse verstehen, verderben sie nur die eigene Natur, denn dadurch

züchten sie in sich nur eine Menge sinnloser und dummer Wünsche, Gewohnheiten und alberner Einfälle. Sie leben nur noch um des gegenseitigen Neides willen und um der Wollust und Eitelkeit zu fröhnen. Gastmähler, Ausfahrten, Equipagen, Titel und sklavisch Dienstbeflissene zu haben — das wird schon für eine solche Notwendigkeit gehalten, daß man sogar sein Leben, seine Ehre und Menschenliebe opfert, nur um diese unentbehrlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und man bringt sich um, wenn man sie nicht befriedigen kann. Auch bei denen, die nicht reich sind, sieht man das gleiche, bei den Armen aber werden die ungestillten Bedürfnisse und der Neid vorläufig noch mit Trunksucht betäubt. Bald aber werden sie sich, statt an Branntwein, an Blut betrinken, dazu treibt man sie ja hin. Nun frage ich euch: Ist denn ein solcher Mensch frei? Ich habe einen »Kämpfer für die Idee« gekannt, der mir selbst erzählte, er sei, als man ihm im Gefängnis den Tabak entzog, durch diese Entbehrung dermaßen gequält gewesen, daß er beinahe hingegangen und seine »Idee« für Tabak verraten hätte. Und doch redet so einer davon, daß er »für die Menschheit kämpfen gehe«. Nun, wohin und wie weit geht denn ein solcher und wessen ist er überhaupt fähig? Höchstens zu einer raschen Tat, aber ohne Ausdauer, ohne lange durchzuhalten. Und da ist es denn auch kein Wunder, daß sie, statt wahrhaft frei zu werden, nur in Sklaverei geraten, und statt der Bruderliebe und der Einigkeit der Menschheit zu dienen, im Gegenteil, der *Absonderung* und *Vereinsamung* verfallen, wie es schon in meiner Jugend mein geheimnisvoller Gast und Lehrer sagte. Deshalb erlischt aber auch in der Welt immer mehr der Gedanke des Dienstes an der Menschheit, der Brüderlichkeit und Einheit der Menschen, und tatsächlich wird diesem Gedanken sogar schon mit Spott begegnet, denn wie sollte man wohl auf seine Gewohnheiten verzichten, und wohin käme denn damit jener Unfreie, der sich so darangewöhnt hat, seine unzähligen Bedürfnisse zu befriedigen, die er sich selber eingeredet hat? Er ist ja bereits in der *Vereinsamung*,

und was geht ihn noch das Ganze an! Erreicht hat man damit nichts anderes, als daß man an angesammelten Sachen wohl reicher, an Freuden aber ärmer geworden ist.

Etwas ganz anderes ist es mit dem Wege des Mönchs. Man lacht zwar über Gehorsam, Fasten und Gebet, dabei aber ist doch nur mit ihnen der Weg zur echten, wirklichen Freiheit gegeben: indem ich die überflüssigen und unnötigen Bedürfnisse abstoße, meinen selbstsüchtigen und stolzen Willen durch Gehorsam zähme und geißle, erreiche ich mit Gottes Hilfe eben dadurch die Freiheit des Geistes und mit ihr auch die geistige Heiterkeit! Wer wird nun von ihnen fähiger sein, einen großen Gedanken aufzuheben und ihm dienen zu gehen – der vereinsamte Reiche, oder dieser von der Tyrannei der Sachen und Gewohnheiten *Befreite*? Man pflegt dem Mönch sein Einsiedlerleben vorzuwerfen: »Du hast dich zurückgezogen, um in Klostermauern dich selbst zu retten; das brüderliche Dienen der Menschheit aber hast du vergessen.« Aber sehen wir doch erst einmal zu, wer sich mehr um die Bruderliebe müht? Denn die Vereinsamung herrscht nicht bei uns, sondern bei ihnen, sie sehen es nur nicht. Von uns aber sind ja schon von alters her die Helfer des Volkes und Vollbringer hervorgegangen, warum sollte das nicht auch jetzt noch geschehen können? Es werden dieselben demütigen Fester und frommen Schweiger sich erheben und zur großen Tat schreiten. Vom Volke wird Rußlands Rettung ausgehen. Das russische Kloster aber hat es von alters her mit dem Volk gehalten. Wenn aber das Volk vereinsamt ist, dann sind auch wir vereinsamt. Das Volk glaubt in unserer Weise, und ein nichtgläubiger Staatsmann wird bei uns in Rußland nichts ausrichten, mag er noch so aufrichtigen Herzens und genialen Geistes sein. Vergeßt das nicht! Das Volk wird auch dem Atheisten standhalten und ihn überwinden und es wird ein einhelliges rechtgläubiges Rußland sein. Behütet also das Volk und beschützt sein Herz. Erzieht es in der Stille. Dies ist eure mönchische große Aufgabe und Sendung, denn dieses Volk ist das Gotträgervolk.

nachfolgend, einzig mit Hilfe ihrer Vernunft gerecht einrichten, aber bereits ohne Christus, und schon verkünden sie, es gäbe kein Verbrechen, es gäbe auch keine Sünde. Und von ihrem Standpunkt aus haben sie ja auch recht: denn wenn es für dich keinen Gott gibt, was ist dann überhaupt noch Verbrechen? In Europa erhebt sich das Volk schon mit Gewalt gegen die Reichen, und die Anführer des Volkes führen es ja überall zum Blutvergießen hin und lehren, sein Zorn sei ein gerechter. Doch „verflucht sei ihr Zorn, denn er ist grausam“. Rußland aber wird der Herr retten, wie er es schon mehrmals gerettet hat. Vom Volk wird die Rettung ausgehen, von seinem Glauben und seiner Demut. Väter und Lehrer, schützt diesen Glauben des Volkes, denn das ist kein Wahn: mein Lebelang hat mich an unserem großen Volk seine wunderbare und echte Würde in Staunen versetzt, das habe ich selbst erlebt, kann es selbst bezeugen, ich habe es mit eigenen Augen gesehen und habe gestaunt, habe es gesehen, sogar ungeachtet seines Sündenpfuhls und des armseligen Aussehens unseres Volkes. Es ist nicht knechtisch gesinnt, und das trotz seiner zweihundertjährigen Sklaverei unter dem Tatarenjoch. Frei ist es im Sein und Umgang, und ohne beleidigenden Dünkel. Und weder rachsüchtig noch neidisch. »Du bist angesehen, du bist reich, du bist klug und begabt — nun, so sei es, Gott segne dich. Ich achte dich, aber ich weiß, daß auch ich ein Mensch bin. Eben dadurch aber, daß ich dich neidlos achte, beweise ich meine Menschenwürde vor dir.« Und so ist es wahrhaftig, wenn sie sich auch nicht so ausdrücken (denn sie verstehen das noch nicht in Worte zu kleiden), so *verhalten* sie sich doch so, das habe ich selbst gesehen, selbst erfahren, und werdet Ihr es glauben: je ärmer und niedriger unser russischer Mensch dasteht, um so mehr ist diese wundervolle Wahrheit in ihm bemerkbar; denn auch unter den einfachen Leuten sind die Reicheren schon Ausbeuter und Wucherer, und in ihrer Mehrzahl auch bereits verdorben, und vieles, vieles ist hierbei infolge unserer Fahrlässigkeit und Unzulänglichkeit so gekommen! Aber

könnte? Ich glaube daran, daß sie sich vollziehen wird, und daß diese Zeit schon nahe ist.

Über die Dienstboten aber möchte ich noch Folgendes hinzufügen: früher, als Jüngling und junger Mann, habe ich mich oft über sie geärgert: sei es nun, daß die Köchin das Essen zu heiß aufgetragen, sei es, daß der Bursche die Kleider nicht gebürstet hatte. Aber da erleuchtete mich plötzlich ein Gedanke meines lieben Bruders, den ich in meiner Kindheit von ihm vernommen hatte: »Bin ich es denn überhaupt wert, daß mich ein anderer bedient, oder gar, daß ich ihn, bloß weil er arm und unwissend ist, die ganze Zeit antreibe?« Und da wunderte ich mich noch im gleichen Augenblick, wie doch selbst die einfachsten Gedanken, deren Richtigkeit ja so klar und sichtbar vor Augen liegt, so spät erst sich in unserem Geist einstellen. Ohne Dienende geht es nun einmal nicht auf der Welt, richte es aber so ein, daß dein Diener bei dir geistig freier sei, als wenn er nicht Diener wäre. Und warum kann ich nicht Diener meines Dieners sein, und das so, daß er dessen sogar gewahr wird, und schon ganz ohne irgendwelchen Stolz meinerseits und ohne Mißtrauen seinerseits? Warum sollte ich mich nicht zu meinem Diener wie zu einem Anverwandten verhalten, so daß ich ihn schließlich ganz als zur Familie gehörig betrachte und mich des Zuwachses freue! Selbst jetzt ist das doch schon durchaus möglich, aber es wird die Grundlagen abgeben für die zukünftige, bereits herrliche Vereinigung der Menschen, wenn der Mensch sich nicht mehr Dienende suchen und nicht mehr darauf aus sein wird, Menschen seinesgleichen in seine Knechte zu verwandeln, wie das jetzt geschieht, sondern umgekehrt, wenn er aus allen Kräften wünschen wird, selbst allen ein Dienender zu werden, nach dem Wortlaut des Evangeliums. Und sollte es denn wirklich nur ein Traum, eine Illusion sein, daß der Mensch schließlich seine Freuden nur in den Großtaten der Aufklärung und des Erbarmens finden wird und nicht in den rohen Genüssen wie jetzt — in Völlerei, Unzucht, Hoffart, Prahlerei und gegenseitiger neidischer Überheblich-

die Offiziersuniform trug, in der Gesellschaft über die Dienstboten zu sprechen und ich erinnere mich noch, wie alle über mich erstaunt waren. »Wie, sollen wir denn unseren Diener auf dem Sofa Platz zu nehmen bitten«, sagten sie, »und ihm den Tee servieren?« Ich aber gab ihnen zur Antwort: »Ja, warum denn nicht, und sei es auch nur manchmal?« Da brachen sie alle in Lachen aus. Ihre Frage war leichtfertig und meine Antwort unklar, aber ich meine, etwas Wahres war doch in ihr enthalten.

g) Über das Gebet, über die Liebe und über die Berührung mit anderen Welten.

Jüngling, vergiß nicht das Gebet. Jedesmal wird dich in deinem Gebet, wenn es aufrichtig ist, ein neues Gefühl durchzucken und damit auch ein neuer Gedanke, den du vorher nicht gekannt hast, der dich von neuem ermutigen wird, und du wirst einsehen, daß Gebet Erziehung ist. Merke dir auch noch dies: jeden Tag und jederzeit, wenn du nur die Möglichkeit dazu hast, wiederhole für dich: »Herr, erbarme dich aller, die heute vor dich hintreten.« Denn zu jeder Stunde und in jedem Augenblick verlassen Tausende von Menschen ihr Leben auf dieser Erde und ihre Seele erscheint vor dem Herrn, — und wie viele von ihnen sind in der Einsamkeit von dieser Erde geschieden, ohne daß jemand darum wußte, in Trauer und Gram darüber, daß niemand sie vermisse, ja nicht einmal wissen wird, ob sie gelebt haben oder nicht. Und da erhebt sich nun vielleicht vom anderen Ende der Welt aus dein Gebet zum Herrn für die Seelenruhe eines solchen, obschon du ihn gar nicht gekannt hast und er nicht dich. Wie warm wird es dann seine in Furcht vor den Herrn hintretende Seele berühren, wenn sie in diesem Augenblick fühlt, daß auch für ihn jemand betet, daß auf der Erde ein menschliches Wesen zurückgeblieben ist, das auch ihn liebt. Ja, und auch Gott selber wird barmherziger auf euch beide schauen, denn wenn es schon dir leid tut um den Einsamen,

um wieviel mehr wird er *Ihm* leid tun, der doch so unermesslich barmherziger und liebevoller ist als du. Und Er wird ihm schon um deinetwillen vergeben.

Brüder, fürchtet euch nicht vor der Sünde der Menschen, liebt den Menschen auch in seiner Sünde, denn nur eine solche Liebe wäre ein Abbild der Liebe Gottes und die höchste irdische Liebe. Liebet die ganze Schöpfung Gottes, das ganze Weltall wie jedes Sandkörnchen auf Erden. Jedes Blättchen, jeden Lichtstrahl Gottes liebet. Liebet die Tiere, liebt die Gewächse, liebet jegliches Ding. Erst wenn du jedes Ding lieben wirst, wird sich dir das Geheimnis Gottes in den Dingen offenbaren. Hat es sich dir aber einmal offenbart, dann wirst du es bereits unablässig immer weiter und immer mehr und Tag für Tag erkennen. Und zu guter Letzt wirst du die ganze Welt schon mit ungeteilter, allumfassender Liebe lieben. Liebet die Tiere: ihnen hat Gott den Anfang des Denkens und harmlose Freude gegeben. Trübet sie ihnen nicht, quält sie nicht, nehmt ihnen nicht die Lust am Dasein, handelt nicht dem Gedanken Gottes zuwider. Du Mensch, sei nicht überheblich den Tieren gegenüber: sie sind sündlos, du aber in all deiner Herrlichkeit, du versetzest die Erde in Fäulnis und Eiter mit deinem Erscheinen auf ihr und läßt hinter dir die Spur der Verwesung zurück, — und leider tut das fast jeder von uns! Besonders aber liebet die kleinen Kinder, denn auch sie sind sündlos, gleich den Engeln, und sie leben zu unserer Rührung, zur Reinigung unserer Herzen und wie zu einer gewissen Belehrung für uns. Wehe dem, der ein Kindlein kränkt! Mich hat Pater Anfim die Kleinen lieben gelehrt. Auf unseren Pilgerfahrten pflegte er immer von den geringen Almosen, die man ihm zu-steckte, etwas für die Kinder zu kaufen, sei es Lebkuchen, seien es ein paar Bonbonchen, die er an sie verteilte. Er brachte es einfach nicht fertig, an ihnen vorüberzugehen, ohne seelisch ergriffen zu sein; so ist nun einmal dieser Mensch.

Vor manch einem Gedanken bleibt man in Ratlosigkeit

wenn du selbst schöner wärest, als du es jetzt bist, und wäre es auch nur um ein Tröpfchen mehr. Alles ist wie ein Weltmeer, sage ich euch. Dann würdest du auch zu den Vögeln beten, gequält von allumfassender Liebe, wie in einer Begeisterung, und würdest drum bitten, daß sie dir deine Sünde verzeihen. Diese Begeisterung aber sei dir teuer, halte sie hoch, wie sinnlos sie auch den Menschen erscheinen möge.

Meine Freunde, bittet Gott um Frohmut. Seid frohgemut wie die Kinder, wie die Vögel des Himmels. Und auch die Sündhaftigkeit der Menschen soll euch nicht irremachen in eurem Tun, fürchtet nicht, sie könnte euer Wirken auslöschen und es nicht sich vollenden lassen. Sagt nicht: »Stark ist die Macht der Sünde, stark ist die Macht der Gottlosigkeit, stark ist die schlechte Umgebung, wir aber stehen allein und sind machtlos, die schlechte Umgebung wird uns nicht zur Geltung kommen lassen und unser wohltätiges Wirken verhindern.« Kinder, laßt solch eine Verzagtheit fern von euch sein! Hier gibt es nur eine Rettung für dich: nimm dich und mache gerade dich verantwortlich für alle Menschensünde. Ja, Freund, es ist doch wahrhaftig so, wenn du dich nur aufrichtig für alles und für alle verantwortlich machst, so wirst du auch sogleich einsehen, daß es sich tatsächlich so verhält und daß gerade du für alle und alles schuldig bist. Wenn du aber die Schuld an deiner eigenen Trägheit und deiner eigenen Machtlosigkeit auf die anderen Menschen abwälzt, wirst du bei teuflischem Stolze enden und wider Gott murren. Über den teuflischen Stolz aber denke ich so: es ist schwer für uns auf Erden, ihn immer zu erkennen, und darum ist es so leicht, sich zu irren und ihm zu verfallen, dabei aber noch zu glauben, daß wir etwas Großes und Gutes vollbringen. Aber auch viele der stärksten Gefühle und Regungen unserer Natur können wir auf Erden vorderhand nicht begreifen, nur lasse dich auch dadurch nicht verführen und denke nicht, daß dies dir gleichviel worin zur Rechtfertigung dienen könnte, denn der ewige Richter verlangt von dir nur

so ist es doch die Wahrheit. Denn wenn ich selbst gerecht wäre, würde es vielleicht auch den Verbrecher nicht geben. Vermagst du aber das Verbrechen des vor dir stehenden und von deinem Herzen verurteilten Verbrechers auf dich zu nehmen, so tue das ungesäumt, nimm es auf dich und leide selber an seiner Statt, ihn aber entlasse ohne Vorwurf. Und selbst wenn das Gesetz dich zum Richter über ihn bestellt, so wirke doch auch dann in diesem Geiste, denn er wird weggehen und sich selbst noch viel bitterer verurteilen als dein Urteil es tun könnte. Sollte er aber mit deinem Kuß ungerührt davongehen, womöglich noch lachend und spottend über dich, so lasse dich auch dadurch nicht irremachen: es bedeutet nur, daß seine Stunde noch nicht gekommen ist; aber sie wird noch kommen zu ihrer Zeit. Und sollte sie für ihn auch nie kommen, so ist das doch nebensächlich: wenn nicht er, so wird ein anderer an seiner Statt zur Erkenntnis gelangen und leiden, sich selbst richten und schuldig sprechen, und die Wahrheit wird dann anerkannt sein. Glaube daran, glaube unverbrüchlich daran, denn in eben diesem liegt ja die ganze Zuversicht und der ganze Glaube der Heiligen.

Wirke unermüdlich. Wenn dir etwas noch spät abends einfällt, schon im Einschlafen, und du dir sagst: »Ich habe nicht getan, was hätte getan werden sollen«, so erhebe dich ungesäumt und tue es. Wenn du ringsum von boshaften und gefühllosen Menschen umgeben bist, die nicht auf dich hören wollen, so falle vor ihnen nieder und bitte sie um Vergebung, denn wahrlich bist auch du schuld daran, daß sie nicht auf dich hören wollen. Wenn es aber schon so weit ist, daß du mit den Verbitterten nicht mehr reden kannst, so diene ihnen schweigend und in Erniedrigung, ohne jemals die Hoffnung aufzugeben. Wenn aber alle dich verlassen, oder sogar dich mit Gewalt hinausjagen, und du dann ganz allein dastehst, so falle zur Erde nieder und küsse sie, netze sie mit deinen Tränen, und die Erde wird aus deinen Tränen Frucht erstehen lassen, obschon dich niemand ge-

sehen und gehört hat in deiner Einsamkeit. Glaube bis ans Ende, selbst wenn es geschehen sollte, daß alle Welt abtrünnig würde und nur du allein gläubig bliebest; bringe auch dann dem Herrn dein Opfer dar und preise ihn, du, der einzige Übriggebliebene. Und wenn sich dann noch so einer zu dir gesellt, — dann ist das ja schon die ganze Welt, die Welt der pulsierenden Liebe: umarmt einander in Ergriffenheit und lobet den Herrn, denn so hat sich doch, und wäre es auch nur in euch beiden, *das Wort* des Höchsten erfüllt.

Wenn du nun selbst sündigst und zu Tode betrübt bist wegen deiner Sünden oder wegen deines einzelnen plötzlichen Sündenfalls, so freue dich über den anderen, freue dich über den Gerechten, freue dich, daß, wenn *du* auch sündigtest, *er* dafür standhaft blieb und nicht der Sünde verfiel.

Wenn aber die Ruchlosigkeit der Menschen dich bis zum Zorn empört und mit bereits unüberwindlichem Gram erfüllt, ja, dich sogar bis zum Rachedurst an den Frevlern aufwühlt, so fürchte mehr als alles andere diese Regung; gehe dann sofort und suche dir Qualen, als wärest du selber schuld an dieser Ruchlosigkeit der Menschen. Nimm diese Qualen auf dich und halte sie aus, und dein Herz wird zur Ruhe kommen und du wirst begreifen, daß du auch selber schuldig bist, denn du hättest ja den Missetätern leuchten können, sei es auch nur als einziger Sündenloser, und hast es nicht getan. Wenn du aber so geleuchtet hättest, dann hättest du mit deinem Licht auch anderen den Weg erhellt, und jener, der die Missetat beging, würde sie bei deinem Licht vielleicht gar nicht begangen haben. Und selbst wenn du geleuchtet hättest und dennoch sehen müßtest, daß die Menschen sich nicht einmal bei deinem Licht retten wollen, so bleibe trotzdem fest und zweifle nicht an der Kraft des himmlischen Lichtes; glaube daran, daß sie, wenn sie sich jetzt nicht der Rettung zuwandten, sich später retten werden. Oder wenn auch später nicht, so werden es doch ihre

Nachkommen tun, denn dein Licht wird nicht sterben, selbst wenn du schon gestorben sein wirst. Der Gerechte ist sterblich und geht dahin, sein Licht jedoch bleibt. Es ist nun einmal so, daß man sich immer erst nach dem Tode des Retters der Rettung zuzuwenden beginnt. Das Menschengeschlecht pflegt seine Propheten nicht anzuerkennen und sie umzubringen, aber die Menschen lieben ihre Martyrer und verehren die, die sie martern umbrachten. Du arbeitest für das Ganze, wirkst für das Kommende. Belohnung aber suche du nie, denn ohnehin ist dein Lohn schon groß hier auf Erden: diese deine geistige Freude, die nur der Gerechte erwirbt. Fürchte weder die Vornehmen noch die Mächtigen dieser Welt, aber sei weise und immer voll Anstand. Lerne Maß halten, lerne abwarten, übe dich darin. Wenn du in der Einsamkeit verbleibst, so bete. Gib dich hin an die Erde, indem du niederfällst und sie küßt. Küsse die Erde und liebe sie ohne Unterlaß und unersättlich, liebe alle, liebe alles, suche das Entzücken und die Ekstase der Liebe. Netze die Erde mit den Tränen deiner Freude und liebe diese deine Tränen und schäme dich nicht dieser Überschwänglichkeit; laß sie dir teuer sein, denn sie ist eine Gnade Gottes, ist ein großes Geschenk, und wird ja auch nicht vielen zuteil, nur Auserwählten.

i) Von der Hölle und dem höllischen Feuer — eine mystische Betrachtung

Väter und Lehrer, ich frage mich: »Was ist Hölle?« Und ich denke so für mich: »Hölle ist die Reuequal, daß man schon nicht mehr lieben kann.« Einmal ward im endlosen Sein, das weder mit Zeit noch Raum zu ermessen ist, einem gewissen geistigen Wesen mit seinem Erscheinen auf der Erde die Fähigkeit gegeben, sich zu sagen: »Ich bin und ich liebe.« Einmal, nur einmal ward ihm ein Augenblick tätiger, lebendiger Liebe gegönnt und zu dem Zweck das irdische Leben, eine Zeit von abgemessener Frist, und was geschah?

Dieses begnadete Wesen verschmähte diese unschätzbare Gabe, wußte sie gar nicht zu würdigen, es versäumte zu lieben, schaute spöttisch drein und blieb gefühllos. Und eben dieses Wesen schaut nun, wenn es die Erde bereits verlassen hat, auch Abrahams Schoß und redet mit Abraham, wie es uns im Gleichnis vom reichen Mann und dem Lazarus berichtet wird; und es erblickt auch das Paradies und kann zum Herrn emporsteigen, aber gerade das empfindet es jetzt quälend, daß es zum Herrn eingehen soll, ohne selber geliebt zu haben, daß es mit Liebenden in Berührung kommen wird, deren Liebe es verschmäht hat. Denn es sieht jetzt klar und sagt sich jetzt schon selber: »Nun habe ich die Einsicht, aber wie sehr es mich jetzt auch danach düsterte zu lieben, meine Liebe würde jetzt doch keine Heldentat mehr sein und auch kein Opfer, denn mein Erdenleben ist ja bereits beendet, und Abraham wird nicht kommen, um auch nur mit einem Tropfen lebendigen Wassers (das heißt, mit abermaligem Geschenk des Erdenlebens, des früheren und tätigen) den Brand des geistigen Liebesdurstes zu kühlen, der jetzt in mir flammt, nachdem ich auf Erden zu lieben verschmäht habe: das Leben ist hin, und die Zeit kehrt nicht wieder! Auch wenn ich jetzt froh wäre, mein Leben für andere hingeben zu können, — nun kann ich es nicht mehr, denn es ist ja vergangen, jenes Leben, das man der Liebe zum Opfer bringen konnte, und nun klafft bereits ein Abgrund zwischen jenem Leben und diesem Sein.« Man spricht von einem Höllenfeuer im Sinne eines materiellen Brennens; ich will dieses Geheimnis nicht erforschen und verbleibe in frommer Scheu davor; aber ich denke, daß, wenn es wirklich eine materielle Flamme geben sollte, die Verdammten darüber wahrhaftig froh sein müßten, denn, so meine ich, in der körperlichen Qual würden sie die viel schrecklichere geistige Qual wenigstens auf Augenblicke vergessen. Und sie von diesem seelischen Schmerz zu erlösen, das ist nicht möglich, da es ja keine von außen verursachte Qual ist, sondern eine von innen bren-

nende. Allein, selbst wenn es möglich wäre, sie von dieser Qual zu befreien, so würden sie, denke ich, davon immer noch bitterer unglücklich sein. Denn wenn auch die Gerechten im Paradiese beim Anblick ihrer Qualen ihnen Erlaß der Strafe erwirken und sie in unendlicher Liebe zu sich rufen würden, so müßten sie doch dadurch den Schmerz in ihnen noch vergrößern, da sie in ihnen die Flamme des Durstes nach tätiger und in Dankbarkeit hingabeseligter Liebe, die ihnen nun nicht mehr möglich ist, nur noch stärker anfachen würden. In der Schüchternheit meines Herzens denke ich indes, daß wiederum die Erkenntnis dieser Unmöglichkeit ihnen schließlich doch zur Erleichterung dienen müßte, denn indem sie die Liebe der Gerechten erfahren im Bewußtsein, sie nicht verdient zu haben und sie nun nicht mehr erwidern zu können, werden sie in diesem Sichfügen, in dieser Übung der Demut zu guter Letzt gewissermaßen doch noch eine Art Vorstellung jener tätigen Liebe finden, die sie auf Erden verschmäht haben, und gleichsam einen Zustand nachempfinden, der jener tätigen Liebe auf Erden von fern ähneln könnte . . . Es tut mir leid, meine Brüder und Freunde, daß ich dies nicht klarer auszudrücken vermag, nur wehe denen, die ihr Leben auf Erden selbst vernichteten, wehe den Selbstmördern! Ich denke, noch Unglücklichere als diese kann es schon überhaupt nicht mehr geben. Uns wird gesagt, Sünde sei es, für sie zu Gott zu beten, und die Kirche verstößt sie gleichsam, wenigstens offiziell. Ich aber denke im geheimen meiner Seele, daß man auch für sie beten darf. Für Liebe wird Christus doch wohl nicht zürnen. Gerade für diese habe ich insgeheim mein Leben lang gebetet, das beichte ich euch jetzt, Väter und Lehrer, und auch jetzt bete ich für sie jeden Tag.

O, auch in der Hölle gibt es solche, die stolz und grausam verbleiben, auch ungeachtet ihres zweifellosen Wissens und der unwiderlegbaren Wahrheit vor ihren Augen; es sind dies Unheimliche, die sich dem Satan und seinem stolzen Geiste mit Leib und Seele auf ewig verschworen haben. Für

die schon zu dessen Lebzeiten so fest geglaubt wurde, daß es geradezu verboten schien, dagegen zu sprechen. Denn obgleich der selige Staretz — nicht so sehr durch Wunder, als gerade durch Liebe — so viele angezogen und um sich herum eine ganze Welt von Liebe geschaffen hatte, so hatte er sich nichtsdestoweniger, oder sogar gerade dadurch, um so mehr Neider und infolgedessen auch erbitterte Feinde, offene und geheime, und nicht nur unter den Mönchen, sondern auch unter den Weltlichen geschaffen. Niemandem hatte er etwas Böses getan. Aber siehe da, es hieß doch: »Warum wird er denn für heilig gehalten?« Schon allein diese eine Frage schuf, da sie immer von neuem wiederholt wurde, eine ganze Hölle von unersättlicher Bosheit. Darum glaube ich, daß viele, als sie von der Verwesung seines Körpers hörten und von der Schnelligkeit, mit der sie eintrat — es war noch nicht ein Tag nach seinem Verscheiden vergangen — sich unbändig freuten. Unter denen aber, die dem Staretz ergeben waren und ihn bis dahin geachtet hatten, gab es auch solche, die sich durch dieses Ereignis fast persönlich gekränkt und beleidigt fühlten. Die Begebenheiten trugen sich folgendermaßen zu.

Kaum hatte sich der Verwesungsgeruch bemerkbar gemacht, da konnte man schon am Mienenspiel der Mönche, die in die Zelle des Entschlafenen traten, erkennen, warum sie kamen. Sie traten ein, blieben eine Weile stehen, und beeilten sich dann, so schnell wie möglich den anderen, der draußen wartenden Menge, die Nachricht zu bestätigen. Die einen von den Wartenden wiegten kummervoll das Haupt, andere aber konnten ihre Genugtuung nicht verbergen, und die Schadenfreude sprach triumphierend aus ihren boshaften Blicken. Und niemand rügte sie, niemand wollte ein gutes Wort für den Toten einlegen, was doch sonderbar war, denn dem entschlafenen Staretz war immerhin über die Hälfte der Klosterbrüderschaft ergeben gewesen. Die Vorsehung aber schien selbst zu wollen, daß die Minderheit die Oberhand behielt. In kurzer Zeit erschienen

Gott selbst hat mich Geringen vor eurer Gelehrtheit beschützt . . .«

Pater Païssij stand festentschlossen dicht vor ihm. Pater Ferapont schwieg, und plötzlich wurde er traurig, legte die rechte Hand an die Wange, betrachtete den Sarg des entschlafenen Staretz und sagte in singendem Ton:

»Über ihm wird man morgen „Helfer und Beschützer“ singen, den schönsten Kanon, über mir aber, wenn ich verrecke, nur „Welch eine zeitliche Süße“, das kleine Gesänglein!« klagte er weinerlich und bedauernd.¹⁹ »Hoffärtig und aufgeblasen sind sie, das ist hier eine leere Stätte!« gröhnte er dann plötzlich wieder wie ein Verrückter, schlug wütend mit der Hand durch die Luft, kehrte sich um und wuchtete hastend die paar Stufen der Treppe hinunter. Die draußen wartende Menge wich zurück, geriet in Bewegung; einige folgten ihm sofort, andere zögerten noch, denn die Tür zur Klausur stand offen und Pater Païssij, der dem Tobenden gefolgt war, stand auf der Schwelle und sah ihm beobachtend nach. Der in Schwung geratene Einsiedler hatte aber seinen Ausbruch noch nicht zu Ende gespielt: kaum war er an die zwanzig Schritt gegangen, da wandte er sich plötzlich zur Seite, der untergehenden Sonne zu, warf beide Arme in die Luft und stürzte mit einem gewaltigen Schrei, wie niedergemäht, auf die Knie:

»Mein Gott hat gesiegt! Christus hat gesiegt über die untergehende Sonne!« schrie er wie rasend, erhob die Hände zur Sonne, fiel mit dem Gesicht auf die Erde und weinte mit lauter Stimme wie ein kleines Kind. Er bebte am ganzen Körper und breitete seine Hände über die Erde aus.

Alles stürzte zu ihm, Ausrufe wurden laut, lautes Weinen ihm zur Antwort . . . Ekstase ergriff alle.

»Seht, wer der Heilige ist! Seht, wer der Gerechte ist!« ließen sich jetzt bereits ohne jegliche Scheu Stimmen vernehmen. »Seht, wer Staretz sein sollte!« fügten noch andere erbotst hinzu.

»Er will kein Staretz sein . . . er erkennt sie nicht an . . .

Kleingläubigen. Nein, hier war sicher das Gegenteil der Fall: seine ganze Verwirrung kam daher, daß er nur zu sehr glaubte. Aber es war doch eine große Verwirrung, und alles, was sich ereignete, war so quälend für ihn, daß er sogar nach langer Zeit diesen kummervollen Tag für einen der schwersten Schicksalstage seines Lebens hielt. Wenn man aber fragen wollte: »Sollte wirklich sein ganzer Kummer und seine Seelenunruhe davon herrühren, daß der Leichnam seines Staretz, statt sofort unmittelbare Heilkraft zu offenbaren, im Gegenteil, so früh in Verwesung übergegangen war?« so antworte ich ohne zu zögern: »Ja, so war es in der Tat!« Nur möchte ich den Leser bitten, nicht gleich über den reinen Sinn meines Jünglings zu lachen. Ich habe nicht die Absicht, seinen einfältigen Glauben durch sein jugendliches Alter zu entschuldigen oder zu rechtfertigen. Ich tue gerade das Entgegengesetzte und versichere hiermit, daß ich für diesen Glauben aufrichtige Hochachtung empfinde. Zweifellos wäre mancher andere Jüngling, der schon verstanden hätte, solche Herzenseindrücke mit Vorsicht aufzunehmen, der verstanden hätte, nicht heiß, sondern nur lau zu lieben — wenn auch mit richtigem, so doch für sein Alter gar zu reiflich überlegendem und daher billigem Verstande —, solch ein Jüngling, sage ich, wäre dem entgangen, was mit meinem Jüngling geschah. Nur ist es, meiner Meinung nach, in manchen Fällen denn doch achtbarer, sich so hinreißen zu lassen (denn wenn es auch unvernünftig ist, so geschieht es doch nur aus übergroßer Liebe), als sich überhaupt nicht hinreißen zu lassen. Und das besonders noch im Jünglingsalter! . . . Denn hoffnungslos und billig ist der Geist eines beständig überlegenden Jünglings, — das ist meine Meinung. »Aber«, rufen da vielleicht die vernünftigen Leute aus, »es kann doch nicht jeder Jüngling an solche Vorurteile glauben, und Ihr Jüngling kann doch kein Vorbild für andere sein!« Darauf kann ich nur erwidern: »Ja, mein Jüngling gehörte nicht zu den Kleingläubigen, er glaubte heilig und unerschütterlich, und

von dem irdischen Staube seines vergötterten Staretz ausgehen werde? Das erwarteten doch alle im Kloster, selbst die, vor deren großem Verstande Aljoscha sich beugte, wie zum Beispiel Pater Païssij. Und so war es denn auch mit Aljoscha: ohne weiter durch irgendwelche Zweifel beunruhigt zu werden, nahmen seine Erwartungen dieselbe Form an, welche die Erwartungen aller anderen angenommen hatten. Und lange schon hatte sich diese Erwartung in seinem Herzen zur vollen Überzeugung entwickelt, — lebte er doch schon ein ganzes Jahr lang im Kloster, in der unmittelbaren Nähe des Staretz. Gerechtigkeit, Gerechtigkeit erwartete er und nicht Wunder! Und siehe da: der, welcher nach seiner Zuversicht von allen auf der Welt am meisten erhöht werden sollte, der erntete jetzt, statt ihm gebührender Ehre, nur Schmach und Spott! Warum? Wer hatte gerichtet? Wer konnte so richten? — Das waren die Fragen, die sein unerfahrenes und naives Herz fast totquälten. Er konnte es nicht ertragen, ohne gekränkt zu sein und ohne Erbitterung, daß der Gerechteste aller Gerechten der lächerlichen und boshaften Verspottung durch eine so leichtfertige und weit unter ihm stehende Menge preisgegeben war. Nun, und mögen sich auch keine Wunder ereignen, möge das Erwartete sich auch nicht gleich verwirklichen — aber warum diese Unehre, dieser Schimpf, warum diese sofortige Verwesung, »die der Natur sogar zugekommen ist«, wie die boshaften Mönche sagten? Warum dieser »Fingerzeig Gottes«, auf den sie mit Pater Ferapont im Triumph hinwiesen, und warum glaubten sie, daß sie das Recht hätten, so zu urteilen? Wo blieb denn die Vorsehung und *ihr* Fingerzeig? Warum hielt sie sich »im notwendigsten Augenblick« verborgen, geradezu als wenn sie sich den blinden, tauben und unbarmherzigen Naturgesetzen unterordnen wollte, dachte Aljoscha.

Das war es, warum sein Herz blutete, und wie ich schon sagte, handelte es sich für ihn zuerst um den über alles geliebten Menschen, um die Persönlichkeit des Staretz, die

jetzt beschimpft und entehrt worden war! Mag dieser Kummer meines Jünglings leichtfertig und unverständlich gewesen sein, doch wiederhole ich zum drittenmal: ich bin froh, daß er in solch einem Augenblick nicht zu vernünftig war, denn die Vernunft kommt schon von selbst mit der Zeit bei jedem nicht dummen Menschen; wenn sich aber in einer so außergewöhnlichen Stunde im Herzen eines Jünglings keine Liebe erweist, wann soll sie dann kommen? Bei der Gelegenheit will ich noch eine sonderbare Erscheinung nicht verschweigen, die an diesem für Aljoscha verhängnisvollen und verwirrenden Tage in seinem Kopf auftauchte. Dieses neue, sich kundgebende *Etwas* bestand in einigen quälenden Eindrücken, die die Erinnerung an sein gestriges Gespräch mit Iwan auftauchen ließ. Und das noch gerade jetzt! O, nicht daß sie die Grundlagen seines Glaubens in seiner Seele wanken gemacht hätten! Er liebte seinen Gott und glaubte unerschütterlich an ihn, wenn er sich auch jetzt gegen seinen Urteilsspruch aufgelehnt hatte. Immerhin aber war in seiner Seele eine trübe und quälende Erinnerung an das Gespräch mit seinem Bruder zurückgeblieben, und plötzlich stieg sie wieder in seiner Seele auf und nahm ihn allmählich mehr und mehr gefangen.

Als es zu dämmern begann, bemerkte Rakítin, der durch das Wäldchen der Einsiedelei auf das Kloster zuing, Aljoscha unter einem Baume liegend: er lag mit dem Gesicht zur Erde, unbeweglich und wie schlafend. Rakítin trat zu ihm und rief ihn an.

»Du hier, Alexéi? Ja, ist es denn mit dir . . .«, rief er verwundert aus, doch stockte er mitten im Satz.

Er wollte sagen: »Ist es denn mit dir schon so weit gekommen?«

Aljoscha schaute nicht auf, allein an einer kurzen Bewegung erriet Rakitin sofort, daß er ihn gehört und verstanden hatte.

»Was ist denn mit dir passiert?« fuhr er verwundert fort zu fragen.

also über deinen Gott geärgert, hast dich jetzt empört? — Um eine Rangerhöhung seid ihr gekommen, habt keinen Orden zu den Feiertagen gekriegt! Ach, ihr!«

Aljoscha sah Rakitin lange mit halbzugekniffenen Augen an, und plötzlich blitzte etwas in seinen Augen auf . . . es war aber nicht Wut über Rakitin.

»Ich empöre mich nicht gegen meinen Gott, nur ‚will ich seine Welt nicht akzeptieren‘«, sagte Aljoscha mit einem erzwungenen Lächeln.

»Wie willst du denn diese Welt nicht akzeptieren?« Rakitin dachte ein wenig über das Gesagte nach. »Was ist das nun wieder für ein Gallimathias?«

Aljoscha schwieg.

»Na, genug von den Dummheiten, jetzt zur Sache: Hast du heute gegessen oder nicht?«

»Ich weiß nicht . . . ich glaube.«

»Du mußt dich unbedingt stärken, nach deinem Gesicht zu urteilen. Wenn man dich ansieht, packt einen ja das wahre Mitleid. Du hast ja auch in der Nacht nicht geschlafen; wie ich hörte, habt ihr da eine Sitzung gehabt. Und darauf dieses ganze Drunter und Drüber und Gequak noch dazu . . . Du wirst wohl höchstens ein Stückchen Hostie gekaut haben. Ich habe in meiner Tasche ein Stück Wurst, habe sie mir in der Stadt, auf dem Wege hierher, auf alle Fälle eingesteckt, aber du wirst wohl keine Wurst . . .«

»Gib sie her!«

»Ah! Also so bist du! Also schon ganz Aufruhr, Barrikaden! Nun, Bruder, es gibt Sachen, die doch nicht so ganz zu verachten sind. Gehen wir zu mir . . . Ich möchte mir selbst ein Schnäpschen hinter die Binde gießen, bin todmüde. Zu Schnaps würdest du dich natürlich nicht entschließen . . . oder würdest du nicht schließlich auch ein Gläschen trinken?«

»Gib auch den Schnaps.«

»Sieh mal an! Das ist ja wunderbar, Bruder!« Rakitin betrachtete ihn neugierig. »Nun, so oder so, Schnaps und

ihm nie vergessen! Aber sieh, Rakitka, wenn ich auch schlecht bin, so habe ich doch vielleicht ein Zwiebelchen verschenkt!«

»Was für ein Zwiebelchen? — Pfui Teufel, die sind ja faktisch beide übergeschnappt!«

Rakitin wunderte sich über ihre tiefe Erregtheit und fühlte sich gekränkt, obgleich er eigentlich hätte einsehen können, daß sowohl bei Gruschenka wie bei Aljoscha alles, was ihre Seelen zutiefst erschüttern konnte, nun am gleichen Tage zusammentraf, wie das nicht oft im Leben geschieht. Rakitin, der sonst sehr empfindlich in allem war, was ihn selbst betraf, war sehr plump im Verständnis für die Empfindungen und Gefühle seiner Nächsten, teilweise wohl aus jugendlicher Unerfahrenheit, teilweise aber auch aus großem Egoismus.

»Siehst du, Aljoschachen«, sagte Gruschenka nervös auflachend, und sie wandte sich wieder zu ihm, »ich prahle vor Rakitka, daß ich ein Zwiebelchen geschenkt habe, vor dir aber werde ich nicht damit prahlen, dir werde ich es aus einem anderen Grunde erzählen. Es ist nur eine Legende, aber eine gute; ich habe sie bereits als Kind gehört, von meiner Matryóna, die noch jetzt bei mir als Köchin dient.

Also: Es lebte einmal ein altes Weib, das war sehr, sehr böse und starb. Diese Alte hatte in ihrem Leben keine einzige gute Tat vollbracht. Da kamen denn die Teufel, ergriffen sie und warfen sie in den Feuersee. Ihr Schutzengel aber stand da und dachte: Kann ich mich denn keiner einzigen guten Tat von ihr erinnern, um sie Gott mitzuteilen? Da fiel ihm etwas ein, und er sagte zu Gott: ‚Sie hat einmal‘, sagte er, ‚in ihrem Gemüsehärtchen ein Zwiebelchen herausgerissen, und es einer Bettlerin geschenkt.‘ Und Gott antwortete ihm: ‚Dann nimm‘, sagte er, ‚dieses selbe Zwiebelchen, und halte es ihr hin in den See, so daß sie es zu ergreifen vermag, und wenn du sie daran aus dem See herausziehen kannst, so möge sie ins Paradies eingehen, wenn aber das Pflänzchen abreißt, so soll sie bleiben, wo sie ist.‘ Der Engel lief zum Weibe und hielt ihr das Zwiebelchen hin: ‚Hier‘, sagte er zu ihr, ‚faß an, wir wollen sehen, ob ich dich herausziehen kann!‘ Und er begann

vorsichtig zu ziehen — und hatte sie beinahe schon ganz herausgezogen, aber da bemerkten es die anderen Sünder im See, und wie sie das sahen, klammerten sie sich alle an sie, damit man auch sie mit ihr zusammen herauszöge. Aber das Weib war böse, sehr böse und stieß sie mit den Füßen zurück und schrie: ‚Nur mich allein soll man herausziehen und nicht euch, es ist mein Zwiebelchen und nicht eures!‘ Wie sie aber das ausgesprochen hatte, riß das kleine Pflänzchen entzwei. Und das Weib fiel in den Feuersee zurück und brennt dort noch bis auf den heutigen Tag. Der Engel aber weinte und ging davon.

So lautet die Legende, Aljoscha, und ich habe sie Wort für Wort auswendig behalten, weil ich selbst dieses sehr, sehr böse Weib bin. Vor Rakitka prahlte ich, daß ich ein Zwiebelchen verschenkt hätte, aber dir sage ich etwas anderes: Ich habe in meinem ganzen Leben *nur* ein Zwiebelchen verschenkt, und das ist die einzige gute Tat, die ich vollbracht habe. Lobe mich nicht, Aljoscha, halte mich nicht für gut, ich bin schlecht und sehr, sehr böse, und wenn du mich lobst, muß ich mich schämen. Ach, jetzt bereue ich schon alles! Weißt du, Aljoscha, ich habe dermaßen gewünscht, dich zu mir heranzulocken, daß ich Rakitka keine Ruhe gelassen habe, daß ich ihm fünfundzwanzig Rubel versprochen habe, wenn er dich zu mir brächte. Warte, Rakitka, schweig!« Sie ging mit raschen Schritten zum Tisch, zog ein Schubfach heraus, suchte nach ihrer Börse und entnahm ihr einen Fünfundzwanzigrubelschein.

»Was fällt dir ein! Bist wohl ganz verrückt geworden!« Rakitin war nicht wenig verdutzt.

»Nimm nur, Rakitka, das schulde ich dir, wirst es doch nicht abschlagen, hast ja selbst soviel verlangt!« Und sie warf ihm den Schein zu.

»Warum denn schließlich abschlagen«, brummte Rakitin, tapfer bemüht, seine Verlegenheit zu verbergen. »Das kommt mir sogar sehr gelegen. Die Dummköpfe sind ja doch nur zur Ausnutzung für die Klugen da.«

mich Schlechte, und nicht nur um den Preis meiner Schande.«

»Was habe ich dir denn Gutes getan?« fragte Aljoscha gerührt lächelnd, beugte sich zu ihr nieder und erfaßte zärtlich ihre beiden Hände: »Nur ein Zwiebelchen habe ich dir gegeben, nur ein kleines Zwiebelchen, und nur das, nur, nur das! . . .«

Und als er das gesagt hatte, rollten ihm selbst die Tränen über die Wangen. In diesem Augenblick hörte man im Flur ein Geräusch: jemand trat ins Vorzimmer; Gruschenka sprang auf vor Schreck. Fenja stürzte mit Lärm und Geschrei ins Zimmer.

»Herrin, Täubchen, der Bote ist angekommen!« rief sie freudig. »Ein Wagen aus Mókroje ist gekommen, Timoféi mit einer Troika, sofort werden die Pferde gewechselt . . . Ein Brief, ein Brief, hier ist der Brief!«

Sie hielt den Brief in der Hand und wedelte mit ihm die ganze Zeit in der Luft. Gruschenka riß ihr den Brief aus der Hand und trat zum Licht. Es war nur ein Zettelchen, einige Zeilen; in einem Augenblick hatte sie es gelesen.

»Er ruft mich!« sagte sie erbleichend, und ihr Gesicht verzog sich zu einem schmerzlichen Lächeln, »er pfeift! Nun kriech heran, Hündchen!«

Aber nur einen Augenblick stand sie unentschlossen da; plötzlich schoß ihr das Blut heiß in die Wangen, und ihre Augen flackerten auf.

»Ich fahre!« rief sie aus. »Meine fünf Jahre! Lebt wohl! Leb wohl, Aljoscha, mein Schicksal ist entschieden . . . Fort mit euch, fort, alle, damit ich euch nicht mehr sehe! . . . Gruschenka beginnt ihren Flug ins neue Leben . . . Auch du, Rakitka, gedenke meiner nicht im bösen. Vielleicht gehe ich in den Tod! Ach! Ich bin ja wie betrunken!«

Sie verließ sie plötzlich und lief in ihr Schlafzimmer.

»Nun, jetzt hat sie keine Zeit mehr für uns«, brummte Rakitin. »Gehen wir, sonst beginnt womöglich wieder dieses Weibergeschrei. Diese hysterischen Tränen sind mir schon zum Ekel . . .«

»... „Und am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa“, las Pater Païssij, »und die Mutter Jesu war da. Jesus aber und seine Jünger waren auch auf die Hochzeit geladen“ ...«

»Hochzeit? Was ist das ... eine Hochzeit ...«, ging es wie ferner Glockenklang durch Aljoschas Gedanken. »... Auch sie ist voll Glück auf ein Fest gefahren ... Nein, sie hat das Messer nicht mitgenommen, nein, sie hat es nicht ... Das war nur ein verzweifelttes Wort ... solche Worte muß man durchaus verzeihen, durchaus. Sie erleichtern die Seele ... Ohne sie wäre es den Menschen zu schwer, ihr Leid zu tragen ... Rakitin bog in eine Querstraße ein. Er wird noch jetzt an die Kränkungen denken ... er wird immer eine Querstraße gehen ... Aber der Weg ... der Weg ist doch groß, gerade und hell, kristallrein, und die Sonne am Ende des Weges ... Wie? ... Was liest er?«

»... „Und da es an Wein gebricht, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein“ ...«, hörte Aljoscha ihn lesen.

»Ach ja, ich habe da etwas überhört, und wollte es doch nicht, ich liebe diese Stelle so. Die Hochzeit zu Kana, das erste Wunder ... Ach, dieses Wunder, dieses herrliche Wunder! Nicht das Leid, nein, die Freude der Menschen suchte Jesus auf, als er sein erstes Wunder vollbrachte, zur Freude verhalf er ihnen. ‚Wer die Menschen liebt, der liebt auch ihre Freude‘, — das wiederholte der Verstorbene immer, diesen Ausspruch habe ich am häufigsten von ihm gehört ... Ohne Freude kann man nicht leben, sagt Mitja ... ja, Mitja ... Alles, was aufrichtig und schön ist, das ist voll von Allverzeihung und Vergebung: das hat auch wieder Er gesagt ...«

»... „Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter spricht aber zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut“ ...«

»Das tut ... Freude, Freude für die armen Menschen ... Selbstverständlich waren sie arm, wenn es ihnen sogar zur Hochzeit an Wein gebrach ... Die Historiker schreiben ja, daß

»Unsinn!« sagte Mitja.

»Wieso Unsinn?«

»Ach, das ist doch ganz überflüssig«, sagte Mitja plötzlich lächelnd. »Ich habe soeben eine Alte auf dem Großen Platz überrannt.«

»Überrannt? Eine Alte?«

»Einen Alten!« rief Mitja lachend, mit offenem Blick in Perchotins Gesicht, und zwar so laut, als wenn jener taub wäre.

»Zum Teufel, was denn nun, eine Alte, einen Alten . . . Haben Sie jemand totgeschlagen?«

»Wir haben uns wieder versöhnt. Wir prallten zusammen — und versöhnten uns . . . an einem anderen Ort. Wir gingen als Freunde auseinander. Ein dummer Alter . . . aber er hat mir verziehen . . . Wäre er aufgestanden, so hätte er mir nicht verziehen«, fügte Mitja plötzlich, mit den Augen zwinkernd, hinzu. »Nur wissen Sie, zum Teufel mit ihm, hören Sie, Pjotr Ilijtsch, zum Teufel mit ihm, das ist jetzt ganz überflüssig! Jetzt, in dieser Stunde, will ich nicht!« Mitja brach in bestimmtem Ton kurz ab.

»Ich wollte Sie nur fragen, was für ein Vergnügen es Ihnen macht, mit fremden Menschen Streit zu suchen . . . wie Sie auch damals wegen solcher Lappalien mit diesem Hauptmann Streit suchten . . . zuerst eine Prügelei und dann ein Gelage — das ist Ihr ganzer Charakter! Drei Dutzend Flaschen Champagner! Was fangen Sie denn damit an?«

»Bravo! Geben Sie jetzt die Pistolen. Bei Gott, ich habe keine Zeit. Ich würde gern mit dir ein paar Worte reden, mein Täubchen, wie Fenja sagt, aber ich habe keine Zeit. Und es ist auch nicht nötig, es ist zu spät zum Reden. Ah! wo ist denn das Geld, wo habe ich es hingelegt?« fragte er erstaunt und begann mit den Händen in die Taschen zu fahren.

»Auf den Tisch haben Sie es doch selbst gelegt . . . dort, da liegt es ja. Hatten Sie es vergessen? Sie gehen ja mit Ihrem Gelde wahrlich so um, als wäre es Kehricht oder

dann zweimal zusammenfaltete und in die Westentasche steckte. Die Pistolen legte er zurück in den Kasten, verschloß diesen mit dem kleinen Schlüssel, und nahm ihn dann vom Tisch. Er blieb vor Perchotin stehen, blickte ihn lange an und lächelte gedankenverloren.

»Gehen wir jetzt«, sagte er.

»Wohin wollen Sie? Nein, hören Sie, das geht nicht . . . Sie wollen sich diese Kugel wahrscheinlich in Ihren Kopf jagen . . .«, sagte Perchotin unmutig.

»Die Kugel war doch Unsinn! Ich will leben! Ich liebe das Leben! Das laß dir gesagt sein. Den goldlockigen Phöbus liebe ich, und ich liebe sein heißes Licht . . . Pjotr Iljitsch, lieber Mensch, verstehst du den Weg freizugeben?«

»Wie das, den Weg freizugeben?«

»Ich meine, aus dem Weg zu treten. Dem geliebten und gehaßten Wesen den Weg freizugeben. Und daß auch das Gehaßte lieb werde, — so muß man den Weg freizugeben verstehen! Und ihnen sagen: Gott mit euch, geht, geht vorüber, ich aber . . .«

»Sie aber?«

»Genug, gehen wir.«

»Weiß Gott, ich muß jemanden rufen, damit man Sie nicht dorthin läßt.« Perchotin blickte ihn scharf an. »Warum wollen Sie denn jetzt nach Mókroje?«

»Dort ist ein Weib, hörst du, ein Weib! So. Das mag dir als Erklärung genügen. Genug. Gehen wir!«

»Hören Sie, Karamasoff, Sie sind ein wilder Mensch, aber Sie haben mir immer, ich weiß nicht warum, gefallen . . . Ich beunruhige mich Ihretwegen.«

»Ich danke dir, Bruder. Ich bin wild, sagtest du? Ja, die Wilden, die Wilden! Ich habe es ja immer gesagt: die Wilden! Ah, das ist Mischa, ich hatte ihn schon ganz vergessen.«

Mischa war atemlos mit dem gewechselten Gelde eingetreten und meldete, daß bei Plótnikoff alle Kommiss und Jungen bereits Flaschen, Fisch und Tee »zusammenschleppten« und alles sofort fertig sein werde. Mitja nahm einen

Die Kolonialwarenhandlung von Plótnikoff lag an derselben Straße, nur ein paar Häuser weit von Perchótins Wohnung, gerade an der Straßenecke. Es war die größte Delikatessenhandlung in unserer Stadt. Die Inhaber waren reiche Kaufleute, und das Geschäft ging nicht schlecht. Es war dort alles zu haben, was auch in der Großstadt jedes größere Kolonialwarengeschäft hat: Weine von den Brüdern Jelisséjeff, Früchte, Zigarren, chinesischer Tee, Zucker, Kaffee usw. Es waren immer drei Kommis und zwei Laufburschen beschäftigt. Obwohl unser Bezirk verarmt, der Handel zurückgegangen war und die Gutsbesitzer fortzogen, so blühte doch dieses Kolonialwarengeschäft nach wie vor und vergrößerte sich noch mit jedem Jahr, denn die Zahl der Käufer dieser Gegenstände verringerte sich nicht, sondern wuchs eher. Dmitrij Fjodorowitsch wurde ungeduldig erwartet. Man erinnerte sich noch gar zu gut, wie er vor vier Wochen ebenso plötzlich Weine, Delikatessen und Süßigkeiten bestellt hatte, Ware für mehrere hundert Rubel bar (auf Kredit hätte man ihm natürlich nichts gegeben), und ebensogut wußte man, daß er auch damals ebenso wie jetzt ein ganzes Paket Hundertrubelscheine in der Hand gehalten hatte, wußte, wie er mit dem Gelde umgegangen war, wie großartig er alles bestellt hatte, ohne je nach einem Preise zu fragen, ohne nachzudenken oder nachdenken zu wollen, wieviel Ware er nahm. Sprach doch die ganze Stadt nachher, daß er damals, als er mit Gruschenka nach Mokraje gefahren war, in einer Nacht und am folgenden Tage dreitausend Rubel ausgegeben hatte und ohne einen roten Heller zurückgekommen war. Ein ganzes Zigeunerlager, das sich damals bei uns niedergelassen hatte, war von ihm hinbestellt worden, und dieses schlaue Volk, hieß es, hätte ihm in der Trunkenheit ungezählte Summen abgezapft und von seinen teuren Weinen gleichfalls ungezählte Flaschen ausgetrunken. Man erzählte sich lachend, wie er in Mokraje schmutzige Bauernkerle mit Champagner und die Dorfmädel und Weiber mit teurem Konfekt und Straßburger Pasteten

»Komm her, mein lieber Nationalökonom, komm her, ärgere dich nicht.« Damit zog ihn Mitja in das Hinterzimmer. »Man wird uns sofort eine Flasche bringen. Ach was, fahren wir zusammen hin, du bist ein lieber Mensch, ich liebe solche wie du.«

Mitja setzte sich auf einen geflochtenen Stuhl vor einen kleinen Tisch, der mit einem äußerst befleckten Tischtuch bedeckt war. Perchotin ließ sich ihm gegenüber auf irgendeiner anderen Sitzgelegenheit nieder. Im selben Augenblick wurde auch schon der Champagner gebracht. Es wurde noch gefragt, ob die Herren nicht Austern wünschten, »prima Qualität, letzte Sendung ...«

»Ach, zum Teufel mit den Austern, ich will sie nicht, nicht nötig«, stieß Perchotin geradezu wütend hervor.

»Ja, wir haben keine Zeit zum Austernschlürfen«, meinte Mitja, »und ich habe auch keinen Appetit. Weißt du, Freund«, sagte er plötzlich gefühlvoll, »ich habe niemals diese ganze Unordnung geliebt.«

»Wer liebt denn überhaupt so etwas! Vier Dutzend, das ist doch wirklich ... für Bauernkerle!«

»Ich rede nicht davon. Ich meinte die höhere Ordnung. Es ist keine Ordnung in mir, keine höhere Ordnung ... Aber ... das ist jetzt vorüber, wozu noch darüber trauern. Dazu ist es jetzt zu spät, und nun zum Teufel damit! Mein ganzes Leben war Unordnung, jetzt muß man einmal Ordnung schaffen. Hm, du glaubst wohl, daß ich Witze reißen will!«

»Du phantasierst im Fieber, aber machst keine Witze.«

»... „Ruhm dem Höheren auf Erden,

Ruhm dem Höheren auch in mir!“

Dieses Verschen ist mir irgend einmal aus der Seele hervorgebrochen, nicht als Gedicht, nein, als Träne ... Ich habe es selbst gedichtet ... natürlich nicht damals, als ich den Hauptmann am Bärtchen zog ...«

»Wie kommst du auf den?«

»Wie ich auf den zu sprechen komme? Unsinn! Alles

nähert sich dem Ende, alles gleicht sich aus, ein Strich — und das Fazit.«

»Nein, weiß Gott, mir kommen deine Pistolen nicht aus dem Sinn.«

»Auch die Pistolen sind Unsinn! Trink und phantasiere nicht. Ich liebe das Leben, habe es gar zu lieb, so lieb, daß es fast schon niedrig ist. Doch genug davon! Auf das Leben, Täubchen, auf das Leben laß uns trinken, ich schlage einen Toast auf das Leben vor! Warum bin ich nur so zufrieden mit mir? Ich bin ein niedriger Mensch, aber ich bin zufrieden mit mir. Und doch — es quält mich, daß ich niedrig und trotzdem mit mir zufrieden bin. Ich segne die Schöpfung, ich bin bereit, Gott zu segnen und seine Schöpfung, aber ... man muß ein scheußliches Insekt vernichten, damit es nicht mehr umherkriecht, nicht anderen das Leben verdirbt ... Trinken wir auf das Leben, lieber Bruder! Was kann es Teureres geben als das Leben? Nichts, nichts! Auf das Leben und auf eine Königin unter den Königinnen!«

»Schön, trinken wir auf das Leben, und meinetwegen auch auf deine Königin.«

Sie tranken jeder ein Glas. Mitja war trotz seiner Begeisterung und Ekstase gewissermaßen bedrückt — als wenn eine Sorge hinter ihm stünde und er sie nicht loswerden könnte.

»Mischa ... das ist doch dein Mischa, der soeben eintrat? Mischa, Täubchen, Mischa, komm her, trink dieses Glas auf Phöbus, den goldlockigen Jüngling, der morgen ...«

»Warum gibst du ihm Champagner!« rief Perchotin gereizt und versuchte ihn davon abzuhalten.

»Nun, erlaub doch, laß doch, warum willst du es nicht? — laß, ich will es!«

»Ach, nun!«

Mischa trank das Glas aus, machte eine schöne Verbeugung und lief davon.

»So wird er es länger behalten«, meinte Mitja. »Ein Weib liebe ich, ein Weib! Was ist das Weib? Die Königin der

auf Mitja wie eine momentane Erquickung. Die Luft war frisch und kühl, am klaren Himmel glänzten große Sterne. Es war dieselbe Nacht und vielleicht auch dieselbe Stunde, da Aljoscha zur Erde niederfiel und »in Verzückung schwur, sie in alle Ewigkeit zu lieben«. In Mitjas Seele jedoch herrschte Unruhe, dumpfe Unruhe, und obgleich jetzt vieles seine Seele peinigte, so strebte doch in diesem Augenblick sein ganzes Wesen unabwendbar nur zu ihr, zu seiner Königin, zu der er hinflog, um sie noch einmal, zum letztenmal zu sehen! Ich will hier nur noch eines sagen, wenn man es mir auch vielleicht nicht glauben wird: dieser Eifersüchtige empfand gegen den neuen Nebenbuhler, gegen diesen plötzlich aus der Erde aufgetauchten sogenannten »früheren Offizier«, nicht den geringsten Haß. Jeder andere Nebenbuhler, wäre ein solcher vor ihm aufgetaucht, hätte ihn vor Eifersucht rasend gemacht, und vielleicht hätte er dann wieder seine schrecklichen Hände mit Blut befleckt, — doch für diesen »ihren Ersten« empfand er nicht einmal ein feindseliges Gefühl. Allerdings hatte er ihn noch nicht gesehen, aber: »Hier ist es ihr Recht und auch seines; hier ist es ihre erste Liebe, die sie in den ganzen fünf Jahren nicht vergessen hat, hier kann niemand mehr etwas streitig machen. Fünf Jahre lang hat sie ihn geliebt, und ich — warum habe ich mich zwischen sie zu drängen versucht? Was hatte ich dabei zu tun? Tritt zur Seite, Mitja, und gib den Weg frei! Und was will ich jetzt noch? Jetzt ist ja auch ohne den Offizier alles aus! Selbst wenn er gar nicht wieder aufgetaucht wäre — es ist jetzt alles ein für allemal zu Ende . . .«

Ungefähr mit diesen Worten hätte er seine Empfindungen ausgedrückt, wenn er nur imstande gewesen wäre, zu denken. Denken aber war ihm unmöglich. Sein ganzer Entschluß war eigentlich ohne jede Überlegung entstanden, in einer Sekunde war er aufgetaucht, sofort gefühlt und wortlos, gedankenlos mit allen Folgen von ihm als selbstverständlich angenommen worden. Das war in der Küche bei Fenja schon bei deren ersten gestammelten Worten gesche-

»Nur möchte ich gern fragen, Herr«, begann nach kurzem Schweigen Andrei, »ich weiß bloß nicht, wie ich das machen soll, damit der Herr sich nicht ärgert.«

»Was ist's?«

»Vorhin fiel Fedóssja Márkowna, die Fénja, vor dem Herrn auf die Knie und bat, ihre Herrin und noch jemand nicht umzubringen . . . So denk' ich denn, ich bringe ihn jetzt wohl hin . . . Verzeiht, Herr, ich fragte nur so aus Gewissensangst, vielleicht habe ich was Dummes gesagt.«

Mitja faßte ihn plötzlich hinterrücks an den Schultern.

»Du bist doch ein Kutscher? Ein Kutscher, nicht wahr?« fragte er erregt.

»Nun ja, wie man's nimmt, eigentlich ein Fuhrmann . . .«

»Weißt du nicht, daß man ausbiegen und anderen den Weg freigeben muß? Oder glaubst du, daß man drauflosfahren darf, wenn auch die anderen dabei in den Graben stürzen oder unter deine Räder kommen? Nein, Andrei, überfahre niemanden! Man darf nicht Menschen überfahren, man darf den Menschen nicht das Leben zerstören. Wenn du aber ein Leben zerstört hast, so strafe dich selbst . . . wenn du es verdorben hast, wenn du nur jemandem das Leben verdorben hast — so richte dich und verschwinde!«

Diese Worte sprudelten wie im Krampf aus ihm hervor. Andrei wunderte sich über den Herrn, setzte aber doch das Gespräch fort.

»Da hat der Herr ein wahres Wort gesagt: das darf man nicht, einen Menschen überfahren, auch quälen nicht, und wenn's auch nur ein Vieh ist, denn auch ein Vieh ist als Vieh von Gott geschaffen, selbst so ein Pferd. Mancher aber jagt wie blind drauflos, und wenn's dann halten heißt, dann ist's zu spät, er jagt dir schnurstracks . . .«

»In die Hölle?« fiel Mitja ein und lachte darauf sein unerwartetes, eigenartig kurzes Lachen. »Andrei, du goldene Seele, sag!« Mitja faßte ihn wiederum stark an den Schultern, »sag, wird Dmitrij Karamasoff schnurstracks in die Hölle kommen oder nicht, was meinst du?«

»Das kann ich nicht wissen, Täubchen, das wird von Euch abhängen, denn Ihr seid doch bei uns, wie . . . Seht, Herr, als Gottes Sohn ans Kreuz geschlagen war und starb, da ging er vom Kreuz schnurstracks in die Hölle und befreite alle Sünder, die sich dort quälten. Und da ächzte die Hölle, weil, wie sie glaubte, hinfort niemand mehr hinkommen werde, also keine Sünder mehr. Und da sagte der Herr zur Hölle: »Ächze nicht, Hölle, denn es werden hinfort viele Reiche und Herrscher und Richter und Mächtige und Würdenträger zu dir kommen, und du wirst hinfort wiederum genau so gefüllt sein, wie du es von Ewigkeit warst, bis daß ich wiederkomme.« Und das ist wahr, das hat der Herr genau so gesagt . . .«

»Eine Volkslegende, prachtvoll! Zieh dem Linken eins über, Andrei!«

»Das ist schon so, Herr, für wen die Hölle bestimmt ist«, — Andrei zog dem Linken eins über — »der kommt hinein, und was für welche hineinkommen, das hat der Herr damals der Hölle vorausgesagt. Ihr aber seid doch für mich wie ein kleines Kindchen . . . so kommt Ihr mir immer vor . . . Und wenn ihr auch jähzornig seid, das ist wohl wahr, so wird Gott Euch doch für Eure Treueherzigkeit vergeben.«

»Und du, vergibst du mir, Andrei?«

»Was habe ich Euch denn zu vergeben, Herr, Ihr habt mir doch nichts Schlechtes getan.«

»Nein, für alle, für alle du allein, jetzt gleich, sofort, hier im Wagen, auf der Fahrt, vergibst du mir für alle? Sprich, du Volksseele!«

»Ach, Herr! Es wird einem ganz bange, Euch zu fahren. Eure Worte sind heute ganz wunderlich . . .«

Mitja hörte nicht, was Andrei brummte. Er betete wie rasend und flüsterte wild vor sich hin:

»Herrgott, nimm mich auf in meiner ganzen Verworfenheit, aber richte mich nicht! Laß Dein Gericht an mir vorübergehen . . . Richte nicht, denn ich habe mich ja schon selbst verurteilt, richte nicht, denn ich liebe Dich, Herr-«

gott! Abscheulich bin ich, aber ich liebe Dich; schickst Du mich in die Hölle, so werde ich Dich auch dort lieben, werde auch von dort zu Dir emporschreien, daß ich Dich ewig, *ewig* liebe . . . Aber laß auch mich zu Ende lieben . . . hier, jetzt zu Ende lieben, nur noch fünf Stunden bis zum heißen Strahl deines Lichts . . . Denn ich liebe die Königin meiner Seele! Ich liebe, und ich kann nicht anders als lieben. Du siehst mich doch ganz und weißt, wie ich bin! Wenn ich herangesprengt komme, werde ich vor ihr niederstürzen und sagen: Es war recht von dir, daß du an mir vorübergingst . . . Lebe wohl und vergiß dein Opfer, beunruhige dich deswegen niemals!«

»Mókroje!« rief Andrei und wies mit der Peitsche nach vorn.

Vor der fahlen Dunkelheit der Nacht zeichneten sich plötzlich schwarz die festen Massen von Gebäuden ab, die verstreut im weiten Raume vor ihnen lagen. Das Dorf Mokroje zählte etwa zweitausend Einwohner. Zu dieser Stunde lag es schon in tiefem Schlaf, nur hier und da blitzten noch ein paar bescheidene Lichter durch die Nacht.

»Jage, jage, Andrei, *ich* komme angefahren!« rief Mitja wie im Fieber.

»Sie schlafen noch nicht!« sagte Andrei, und wies mit der Peitsche auf das Plastúnoffsche Haus, das gleich bei der Einfahrt ins Dorf lag, und dessen sechs Fenster nach der Straße zu hell erleuchtet waren.

»Sie schlafen nicht!« griff Mitja jubelnd auf. »Dröhne los, Andrei, galoppiere, daß die Schellen klingen, fahre donnernd vor! Damit sie alle hören, wer angefahren kommt! Ich! *Ich* komme angefahren!« rief Mitja atemlos, außer sich.

Andrei brachte die schäumenden Pferde in Galopp und fuhr tatsächlich donnernd an der Treppe vor, wo er mit einem Ruck seine dampfenden, abgehetzten Tiere halten ließ. Mitja sprang aus dem Wagen. Der Wirt war schon im Begriff gewesen, schlafen zu gehen, da hatte er von ferne das Wagenrollen vernommen und war neugierig auf die Treppe

– hätte sie doch auch nie von ihm erwartet, daß er in einem solchen Augenblick hereinkommen und so sprechen würde.

»Guten Abend«, sagte bescheiden und süßlich von links her der Gutsbesitzer Maximoff. Mitja wandte sich sofort eilig ihm zu.

»Ach, ich hatte ganz vergessen, daß auch Sie hier sind, verzeihen Sie!« Er schüttelte ihm die Hand. »Es freut mich sehr, daß Sie gleichfalls hier sind. – Meine Herren, ich . . .« (Er wandte sich von neuem zu dem Pan mit der Pfeife, da er ihn für die Hauptperson hielt.) »Ich bin hergeeilt . . . Ich wollte den letzten Tag und die letzte Stunde hier in diesem Zimmer verbringen, in diesem Zimmer . . . wo ich schon einmal meine Göttin angebetet habe! Verzeihung, Pane!« rief er erregt, als wüßte er selbst kaum, was er sagte. »Ich bin hergeeilt und habe mir geschworen . . . o, fürchten Sie nichts, es ist meine letzte Nacht! Trinken wir, Pane, zum Friedensschluß! Der Wein wird sofort gebracht . . . Hier, damit bin ich gekommen.« (Er zog plötzlich sein ganzes Geld hervor.) »Erlauben Sie, Pane! Ich will Musik, Fröhlichkeit, Lachen haben, alles wie früher . . . Aber der Wurm, der unnütze Wurm wird über die Erde kriechen und verschwinden und vergehen! Meines Freudentages will ich in meiner letzten Nacht gedenken! . . .«

Er glaubte zu ersticken. Ach, vieles, vieles wollte er sagen, doch es kamen fast nur abgerissene, sonderbare Ausrufe aus ihm heraus. Der Pan blickte unbeweglich ihn, sein Paket Kassenscheine, Gruschenka, und nochmals ihn an und wußte offenbar nicht, woran er war.

»Wenn erlaubt mein Kruléwa . . .«, begann er, doch Gruschenka unterbrach ihn sofort.

»Was ist das: Kruléwa? Soll das etwa Königin bedeuten? Wie lächerlich sich doch diese Leute mit ihrem Sprechen machen! Setz dich, Mitja, wovon redest du, was wolltest du sagen? Bitte, erschrecke mich nicht. Du wirst mich doch nicht ängstigen? Wenn du es nicht tust, werde ich mich sehr darüber freuen, daß du gekommen bist . . .«

»Er nahm es ja, nahm es doch!« rief Mitja auflachend. »Nur wollte er sofort alle Dreitausend haben, und ich bot ihm nur siebenhundert als Handgeld an.«

»Aha, natürlich: er hat gehört, daß ich jetzt Geld habe, und so ist er denn zur Trauung gekommen!«

»Pani Agrippina«, schrie der Pan, »ich bien Ritter, bien Edelmann, kein Laidack! Ich bien gekommen um dich heiraten, sehe abber neue Pani, nicht alte von früher, sondern eine, was is eigensinig und schamlos!«

»So pack dich fort, dorthin, woher du gekommen bist! Ich werde sofort befehlen, daß man dich hinauswirft und dann fliegst du!« keuchte Gruschenka außer sich. »Ach, dumm, dumm war ich, fünf Jahre mich deswegen zu quälen! Ach, nicht seinetwegen, nicht seinetwegen, nur aus Wut auf mich habe ich mich gemartert! Und das ist ja gar nicht er! Sah er denn so aus? Das ist ja sein Vater, oder weiß Gott wer! Wo hast du denn diese Perücke her? Jener war ein Falke, du aber bist wie ein alter Enterich . . . jener lachte und sang mir Lieder vor . . . Und ich, ich! — fünf Jahre lang habe ich geweint, ich dummes, niedriges, ehrloses Geschöpf, o! . . .«

Sie fiel in ihren Lehnstuhl zurück und vergrub das Gesicht in den Händen.

Da ertönte plötzlich im Nebenzimmer links der Chorgesang der endlich versammelten Dorfmadchen — es war ein lustiges Tanzlied.

»Das ist aber ein Sodom!« brüllte plötzlich Pan Wrublewskij ziemlich akzentfrei. »Wirt, schmeiß die Unverschämten hinaus!«

»Was hast du hier zu schreien? Willst du wohl das Maul halten!« wandte sich der Wirt mit ganz unerklärlicher Unhöflichkeit an Wrublewskij.

»Rindvieh!« brüllte der ihn an.

»Rindvieh? Darf ich fragen, mit was für Karten du gespielt hast? Ich gab dir mein neues Spiel, du aber hast es versteckt! Mit falschen Karten spielst du! Und für falsche Karten kann ich dich jederzeit nach Sibirien transportieren

»Gib ihm etwas, Mitja«, sagte Gruschenka, »schenk ihm etwas, er ist doch arm! Ach ihr Armen, Erniedrigten! ... Weißt du, Mitja, ich werde ins Kloster gehen. Nein, im Ernst, einmal werde ich ins Kloster gehen. Aljoscha hat mir heute Worte fürs ganze Leben gesagt ... Ja ... Heute aber wollen wir noch tanzen. Morgen ins Kloster, heute aber noch getanzt. Ich will ausgelassen sein, ihr Guten, nun, und was ist denn dabei. Gott wird es verzeihen. Wenn ich Gott wäre, würde ich allen Menschen vergeben. ‚Ihr meine lieben Sünderlein‘, würde ich sagen, ‚von heute ab vergebe ich euch allen.‘ Und ich werde um Verzeihung bitten: ‚Vergebt, ihr guten Leute, einem dummen Weibe.‘ Ja, genau so. ‚Ein Tier bin ich, ja, das bin ich.‘ Beten will ich. Ich habe im ganzen nur ein Zwiebelchen gegeben. Ja, ein Scheusal wie ich will beten. Mitja, laß sie tanzen, störe sie nicht. Alle Menschen auf der Welt sind gut, alle ohne Ausnahme. Gut ist es auf der Welt. Wenn wir auch alle schlecht sind, es ist doch gut auf der Welt. Schlecht sind wir und gut, schlecht und gut ... Nein, sagt mir, ich frage euch, kommt alle her, ich frage euch, sagt mir alle folgendes: Warum bin ich so gut? Ich bin doch gut – bin sehr gut ... Nun, darum also: Warum bin ich so gut?«

So stammelte Gruschenka, indem sie immer berauschter wurde, und zu guter Letzt erklärte sie, selbst tanzen zu wollen. Sie erhob sich aus dem Lehnstuhl und schwankte.

»Mitja, laß mich nicht mehr trinken«, sagte sie, »ich werde dich darum bitten, aber du gib mir nichts mehr, hörst du. Wein gibt keine Ruhe. Alles dreht sich, auch der Ofen, alles dreht sich. Tanzen will ich. Sie sollen alle herkommen, zusehen, wie ich tanze ... wie schön und gut ich tanze!«

Und sie machte bereits Ernst mit ihrer Absicht: zog ihr kleines, weißes Batisttüchlein hervor, nahm es mit zwei Fingern der rechten Hand am Zipfelchen, um es beim Tanz zu schwenken. Es sollte der Nationaltanz werden! Mitja eilte ins vordere Zimmer, die Mädchen verstummten und bereiteten sich vor, auf den ersten Wink den Chorgesang zum Nationaltanz anzustimmen. Als Maximoff hörte, daß Gru-

guter Mensch. Ich glaube, das ganze Unglück seines Charakters kam daher, daß er von sich eine höhere Meinung hatte, als seine tatsächlichen Vorzüge rechtfertigten. Das war wohl auch der Grund, warum er immer irgendwie unruhig zu sein schien. Und dazu hatte er noch einige höhere und sogar künstlerische Ansprüche, zum Beispiel, ein guter Psychologe zu sein, die menschliche Seele ganz besonders gut zu kennen und die Gabe zu besitzen, den Verbrecher und sein Verbrechen richtig zu erkennen und zu beurteilen. In bezug auf diese Fähigkeiten war er reizbar und leicht beleidigt, hielt sich sofort für im Dienst übergangen oder gar zurückgesetzt und war immer überzeugt, daß man ihn in den »höheren Sphären« nicht zu schätzen wisse, und daß er daselbst viele Feinde habe. In trüben Stunden versicherte er sogar, er werde zur Advokatur übertreten. Da kam plötzlich der Kriminalprozeß der Karamasoffs wegen des Vatermordes und rüttelte Ippolit Kiríllowitsch auf. »Das ist ein Prozeß, der in ganz Rußland bekannt werden wird«, sagte er. Doch ich greife vor.

Im Nebenzimmer saß bei den jungen Damen auch unser junger Untersuchungsrichter Nikolaí Parfjónowitsch Neljúdoff, der erst vor zwei Monaten aus Petersburg zu uns versetzt worden war. Später wunderte man sich nicht wenig darüber, daß alle diese Amtspersonen sich »gerade am Abend des Verbrechens im Hause der exekutiven Macht« versammelt hatten. Indessen hatte sich das in ganz natürlicher Weise so getroffen: Die Frau des Staatsanwalts Ippolit Kiríllowitsch litt schon den zweiten Tag an Zahnweh, und so mußte der Herr Staatsanwalt doch irgendwohin vor ihrem Gestöhn flüchten. Der Kreisarzt jedoch konnte allein schon seinem Wesen nach den Abend nicht anders verbringen als am Kartentisch. Und der Untersuchungsrichter Neljúdoff hatte es sich schon vor drei Tagen vorgenommen, an diesem Abend zu Micháil Makárowitsch zu gehen, und zwar ganz zufällig, um hinterlistig die älteste Enkelin, Olga Michasílowna, zu erschrecken, ihr nämlich plötzlich zu sagen, daß er um ihr »Geheimnis« wisse: daß heute ihr Geburtstag sei, und daß sie

I

Kolja Krassotkin

Anfang November. Die Kälte war bei uns schon auf elf Grad gestiegen, und nun kam noch Glatteis hinzu. Auf die gefrorene Erde ist über Nacht ein wenig pulveriger Schnee gefallen, und ein trockener, scharfer Wind wirbelt ihn auf und fegt ihn durch die langweiligen Straßen des Städtchens und besonders über den Marktplatz hin. Der Himmel ist trübe, aber es schneit nicht mehr.

Nicht weit vom Marktplatz, in der Nähe der Plótnikoff'schen Kolonialwarenhandlung, steht das kleine, von außen wie von innen sehr saubere Haus der Witwe des verstorbenen Beamten Krassótkin. Der Gouvernementssekretär Krassótkin war schon vor langer Zeit gestorben, vor etwa vierzehn Jahren; seine Witwe aber, ein etwa dreißigjähriges und noch immer sehr nettes, appetitliches Dämchen, lebte in ihrem schmucken Häuschen »von eigenem Kapital«. Sie lebte sittsam und bescheiden und hatte einen zärtlichen, sanften, im allgemeinen recht heiteren Charakter. Sie war bereits mit achtzehn Jahren Witwe geworden, nachdem sie mit ihrem Mann nur ein Jahr lang zusammen gelebt und ihm kurz vor seinem Tode einen Sohn geboren hatte. Seit der Zeit, seit dem Tode ihres Mannes, widmete sie sich ganz der Erziehung dieses ihres einzigen Söhnchens Kólja, und wenn sie ihn auch alle diese vierzehn Jahre geradezu abgöttisch liebte, so machte sie seinetwegen doch unvergleichlich mehr Leiden durch, als sie Freuden genoß, da sie jeden Tag um ihn zitterte und fast verging vor Angst, er könnte sich erkälten, erkranken, sich

beim Spielen Schaden tun, auf einen Stuhl klettern und herunterfallen usw. usw. Als aber Kólja die Vorschule und späterhin unser Progymnasium zu besuchen begann, da fing sie an, alle Wissenschaften zu studieren, um ihm beim Lernen helfen und mit ihm die Aufgaben durchnehmen zu können. Sie suchte mit seinen Lehrern und deren Frauen bekannt zu werden, lud sie zum Kaffee ein, sie verwöhnte und hätschelte sogar seine Schulkameraden, damit diese ihren Kolja nicht anrührten, nicht verspotteten, oder gar — Gott behüte! — verprügelten. Sie brachte es so weit, daß die Knaben tatsächlich über das »Muttersöhnchen« zu spotten anfangen. Kolja aber verstand es, sich zu verteidigen. Er war ein mutiger Knabe und »furchtbar stark«, wie das Gerücht zu melden wußte, das sich bald in der Klasse verbreitete, war gewandt, charakterfest, kühn und unternehmungslustig. Er lernte gut, und es hieß sogar unter den Kameraden, daß er in der Arithmetik und allgemeinen Geschichte selbst dem Lehrer, Herrn Dardanéloff, ein Bein stellen könne. Wenn nun der Knabe auch etwas »von oben herab« tat und das Nasenspitzchen hoch trug, so war er doch ein guter Kamerad und gar nicht hochmütig. Die Achtung der Mitschüler nahm er übrigens als etwas Selbstverständliches hin. Die Hauptsache war, daß er Maß hielt, daß er sich bei Gelegenheit selbst zu zügeln verstand, und daß er in seinem Verhalten zu den Lehrern niemals die letzte, merkbare Grenze überschritt, über die hinaus die Streiche nicht mehr verziehen werden können, da sie dann bereits zu »Unordnung, Rebellion und Verletzung der Vorschriften« führen. Und doch war er nichts weniger als abgeneigt, bei jeder sich bietenden Gelegenheit wie der unartigste Schulbub ausgelassen zu sein, oder vielmehr nicht so sehr ausgelassen zu sein, als etwas Besonderes anzustiften, einen ganz besonders tollen Streich auszuführen, »Extrafurore« zu machen, sich einen »Schick« zu geben, kurz, sich irgendwie auffallend hervorzutun. Vor allem war er sehr ehrgeizig. Sogar seine Mama verstand er in ein untergeordnetes Verhältnis zu sich zu bringen, ja, er beherrschte sie fast

soll so eine Chose mit 'ner besonderen Tendenz werden, ungefähr: ‚Er konnte unmöglich nicht morden, die Verhältnisse seiner Umgebung zwangen ihn dazu‘, oder so was Gutes. Und das geht so endlos weiter, er hat es mir selbst erklärt. Mit einem leisen Hauch von Sozialismus, sagt er, wird es sein. Ach, hol ihn der Teufel samt seinem leisen Hauch, mir soll's egal sein. Iwan kann sich nicht seiner Wohlgeneigtheit erfreuen. Rakitin haßt ihn. Für dich hat er gleichfalls nichts Gutes übrig. Nun, ich jage ihn aber nicht fort, er ist trotz alledem ein gescheiter Kerl. Überhebt sich bloß unglaublich. Ich sagte ihm vorhin, bevor du kamst: ‚Die Karamasoffs sind keine Schufte, sondern Philosophen, denn alle echten Russen sind Philosophen, du aber bist, wieviel du da auch gelernt haben magst, doch kein Philosoph, sondern ein geborener Knecht‘. Er lachte, so gehässig, weißt du. Da sagte ich ihm: *de glaubibus non est disputandum*. Ist der Witz nicht gut? Na, wenigstens habe auch ich jetzt mal was Klassisches gesagt.« Mitja lachte.

»Aber sag doch, wodurch bist du denn verloren? Du sagtest es doch vorhin?« unterbrach ihn Aljoscha.

»Wodurch verloren? Hm! Im Grunde . . . wenn man so das Ganze nimmt — um Gott tut es mir leid. Sieh, dadurch bin ich verloren.«

»Wie das, warum tut es dir denn leid um Ihn?«

»Nun, wart, stell dir vor: Es gibt dort in den Nerven im Kopf, das heißt dort im Gehirn, solche Nerven . . . ach, nun, der Teufel hole sie! — es gibt da solche, solche Schwänzchen, nämlich an den Nerven solche Schwänzchen, nun, und sobald sie dort nur anfangen zu zappeln oder zu zittern . . . das heißt, sieh: Ich sehe zum Beispiel mit meinen Augen auf irgend etwas, sieh so, geradeaus, und sie fangen plötzlich an zu zittern, nämlich diese Schwänzchen . . . sowie sie aber erzittern, erscheint in meinem Gehirn ein Bild, ist eine Vorstellung da, aber das geschieht nicht sofort, nein, es vergeht noch irgend so ein Augenblick, so eine Sekunde, und da stelle sich, heißt es, ein solches Moment ein, d. h. kein

Moment, — der Teufel hole das Moment! — sondern dann erscheine eben das Bild, das heißt der Gegenstand oder der Vorgang, oder sonst was, hol's der Teufel! — also deshalb gibt es in mir Vorstellungen und danach Gedanken . . . weil so ein Schwänzchen da ist, und gar nicht etwa darum, weil ich eine Seele habe, und weil ich da irgend so ein Ebenbild von ähnlicher Art bin, das sind ja alles nur Dummheiten. Dies, Bruder, hat mir der Michail noch gestern erklärt, und mir war genau so, als ob es mich ringsum verbrannt hätte. Großartig, Aljoscha, ist diese Wissenschaft! Ein neuer Mensch ist im Werden. Das sehe ich ja ein . . . Aber trotzdem tut es mir doch leid um Gott!«

»Nun, auch das ist gut«, sagte Aljoscha.

»Daß es mir um Gott leid tut? Die Chemie, Brüderlein, ja, ja, die Chemie! Da ist nichts zu wollen, Euer Hochwürden, Sie müssen Platz machen, die Chemie kommt! Von Gott aber will Rakitin nichts wissen, o! den kann er nicht verdauen! Gott ist bei diesen Leuten der wundeste Punkt! Aber sie suchen es zu verbergen. Sie lügen. Verstellen sich. Ich fragte ihn: ‚Nun was, wirst du das gleichfalls in deine Kritiken hineinbringen?‘ — ‚Tja, soweit man's durchläßt, deutlich wird man sich wohl nicht fassen können‘, sagte er. Lacht dabei. ‚Aber wie ist's denn jetzt?‘ fragte ich ihn, ‚was ist denn der Mensch noch nach alledem? Ohne Gott und ohne zukünftiges Leben? Das heißt dann doch, daß alles erlaubt ist, dann kann man ja alles machen?‘ — ‚Und du wußtest das noch nicht?‘ sagt er. ‚Ein kluger Mensch‘, sagt er, ‚kann alles tun, ein kluger Mensch kann auch Krebse fangen, ohne geklemmt zu werden. Nun, du aber hast erschlagen und bist hereingefallen, und jetzt kannst du im Gefängnis lebendig verfaulen!‘ Das sagt er mir ins Gesicht! Ein geborenes Schwein! Solches Pack habe ich früher hinausgeworfen . . . jetzt hört man ihm zu. Er spricht aber auch Gescheites. Auch schreibt er nicht schlecht. Riesig klug sogar. Vor einer Woche las er mir hier einen Artikel vor, ich habe daraus drei Zeilen abgeschrieben.«

er, strahlt vor Freude. Und da wird er plötzlich vor die Tür gesetzt! Perchotin hat ihn aus dem Sattel gehoben! Bravo! Ich würde diese kleine Plappergans am liebsten dafür abküssen, daß sie ihn vor die Tür gesetzt hat! Er war gerade kurz vorher bei mir gewesen, um mir dieses Gedicht vorzulesen. ‚Zum erstenmal besudle ich meine Hände‘, sagte er, ‚schreibe Gedichte — um sie zu bezaubern, das heißt also zu einem nützlichen Zweck. Habe ich erst der Närrin das Kapital abgeknöpft, so kann ich später damit großen sozialen Nutzen bringen.‘ Dieses Pack hat doch für jede Gemeinheit eine ‚soziale‘ Rechtfertigung! ‚Und doch habe ich‘, sagt er, ‚besser als dein Puschkin gedichtet, denn ich habe es fertig gebracht, in einem albernen Gedicht einen sozialen Schmerz auszudrücken.‘ Was er da von Puschkin sagt, das verstehe ich schließlich. Es ist ja wahr: ein begabter Mensch, der dabei nur Weiberfüßchen besungen hat! Wie aber Rakitin auf sein Gedicht stolz war! Eine Eigenliebe haben die Kerls! So etwas Dünkelhaftes findet man nicht leicht. ‚Zur Heilung des kranken Füßchens meines Objekts‘ — das hat er sich als Überschrift ausgedacht! Nichts zu sagen, ein kühner Mann! Hör jetzt:

„Es war einmal ein Füßchen,
Das eines Tages erkrankte;
Die Ärzte kamen tagtäglich ins Haus,
Doch der Fuß es ihnen nicht dankte,
— Denn er wurde nicht gesund.
Doch wie dem nun auch sein mag,
Ich will deswegen nicht trauern.
Mir tut es nur leid ums Köpfchen,
Das Füßchen mag Puschkin bedauern,
— Denn es wurde nicht gesund.
Das Köpfchen fing grad an zu verstehen,
Da kam das Füßchen und störte.
Ach, mag es doch wieder gehen,
Damit das Köpfchen mich hörte!
— Denn es weiß von Ideen noch nichts ...“

Sieh, ich wollte dir schon lange hier zwischen diesen nackten Wänden vieles sagen, aber ich habe bis jetzt doch das Wichtigste verschwiegen: es war mir immer, wenn ich davon anfangen wollte, als wäre die Zeit dazu noch nicht gekommen. So habe ich unbewußt bis zur letzten Stunde gewartet, um vor dir meine Seele aufzutun. Aljoscha, ich habe in diesen zwei letzten Monaten einen neuen Menschen in mir entdeckt, ein neuer Mensch ist in mir auferstanden! Dieser Mensch war immer in mir verborgen, aber es wäre mir nie zum Bewußtsein gekommen, daß ich ihn in mir trug, wenn Gott nicht dieses Gewitter geschickt hätte. Unheimlich ist das Leben! Aber was liegt daran, daß ich zwanzig Jahre lang in Bergwerken Erze mit dem Hammer auspochen werde, — das schreckt mich jetzt nicht mehr. Ich fürchte etwas ganz anderes, und das ist meine einzige große Angst: ich fürchte, daß mich der soeben erst in mir auferstandene Mensch wieder verlassen könnte! Man kann auch dort in den Erzgruben unter der Erde neben sich in genau solch einem Zwangsarbeiter und Mörder ein menschliches Herz finden, und man kann ihm dort näher treten, denn auch dort kann man leben, lieben und leiden. In diesem Zwangsarbeiter kann man das erfrorene Herz wieder beleben, Jahre und Jahre kann man um ihn bemüht bleiben, und einmal wird man doch die Seele aus der dunklen Höhle zum Licht emporführen, und dann wird er bereits ein veredelter Mensch sein, ein Mensch mit dem Wissen des Leidgeprüften, und so kann man Engel auferstehen machen und Helden erwecken! Und ihrer gibt es doch viele dort unter der Erde, Hunderte, und wir alle haben schuld an ihnen! Warum träumte mir damals vom ‚Kindichen‘, warum gerade in jener Stunde? ‚Warum ist das Kindichen arm?‘ Damit ward mir in jenem Augenblick eine Prophezeiung zuteil! Für das ‚Kindichen‘ habe ich hinzugehen. Denn jeder ist für alle verantwortlich. Für alle ‚Kindichen‘, denn es gibt ja kleine und große Kinder. Alle sind solche ‚Kindichen‘. Und so gehe ich denn für alle, denn irgend

jemand muß doch für alle gehen! Ich habe den Vater nicht erschlagen, aber ich muß hingehen. Ich nehme es auf mich! Das alles ist mir erst hier aufgegangen . . . hier zwischen den nackten Wänden. Ihrer aber gibt es doch viele, zu Hunderten sind sie dort unter der Erde, und alle haben sie eine Haue in der Hand. O ja, ich weiß, wir werden in Ketten sein, und wir werden keinen freien Willen haben, aber dann, in unserem Leid, werden wir von neuem zur Freude auferstehen, zur Freude, ohne die es dem Menschen unmöglich ist zu leben, ebenso wie Gott ohne sie nicht sein kann, denn Gott gibt die Freude, das ist sein großes Privilegium . . . Herrgott, wenn der Mensch nur auftaute im Gebet! Wie könnte ich denn dort unter der Erde sein ohne Gott? Rakitin lügt: wenn man Gott von der Erde vertreibt, so werden wir ihm dort unter der Erde begegnen und ihn willkommen heißen! Für einen unterirdischen Zwangsarbeiter ist es unmöglich, ohne Gott auszukommen, unmöglicher als für einen Nichtzwangsarbeiter. Und dann werden wir, wir unterirdischen Sträflinge dort in den Schächten Sibiriens, aus den Eingeweiden der Erde eine tragische Hymne unserem Gott singen, unter der Erde hervor unserem Gott, bei dem die Freude ist! Ach, es lebe Gott, und es lebe Seine Freude! — Ich liebe Ihn!«

Die Worte stürzten Mitja fast atemlos über die Lippen. Er war bleich, seine Lippen zuckten, und aus seinen Augen rollten Tränen.

»Nein, das Leben ist randvoll, das Leben ist Fülle und ist überall! Leben ist auch unter der Erde!« begann er von neuem, und wieder unaufhaltsam. »Du glaubst es nicht, Alexei, wie ich jetzt leben möchte, wie ich lechze nach Leben und Erkennen, welch ein Verlangen danach sich gerade hier zwischen diesen nackten Wänden in mir erhoben hat! Rakitin begreift das nicht, er will nur ein Haus bauen und dann Wohnungen vermieten. Ich aber habe dich erwartet, um dir zu sagen . . . Und was ist denn das Leid? Ich fürchte es nicht, und wenn es auch unermeßlich sein sollte. Jetzt fürchte ich es nicht, früher fürchtete ich es. Weißt du, ich, ich

werde morgen vielleicht gar nicht antworten vor Gericht. . . Ich glaube, ich habe jetzt so viel von dieser Kraft in mir, daß ich alles besiegen werde, alles werde ich überwinden, alles Leid, nur um mir immer wieder sagen zu können: Ich bin! Unter tausend Qualen — ich bin! Wenn ich mich auch auf der Folterbank krümme — aber ich bin! Und wenn ich auch angeschmiedet bin, so lebe ich doch, so sehe ich doch die Sonne, oder wenn ich sie auch nicht sehe, so weiß ich doch, daß sie da ist! Wissen aber, daß die Sonne da ist, — das ist schon das ganze Leben. Aljoscha, du mein Cherub, mich quälen verschiedene Philosophien, der Teufel hole sie! Bruder Iwan . . .«

»Was? was wolltest du sagen von Iwan?« fragte Aljoscha hastig, doch Mitja hörte ihn gar nicht.

»Sieh, früher wußte ich nichts von allen diesen Zweifeln, aber es war doch schon alles in mir. Vielleicht war das der einzige Grund, weil diese unbewußten Ideen in mir tobten, warum ich mich betrank und mich herumschlug und in Wut geriet. Um sie in mir zum Schweigen zu bringen, um sie zu beruhigen, zu ersticken, darum tobte ich. Iwan ist kein Rakitin, er verbirgt eine Idee. Iwan ist eine Sphinx und schweigt, er tut nichts als schweigen. Mich aber quält Gott. Nur Gott quält mich. Was aber dann, wenn Er nicht ist? Was dann, wenn Rakitin recht hat, daß das nur eine künstliche Idee in der Menschheit ist? Denn wenn Er nicht ist, dann ist der Mensch der Herr der Erde. Großartig! Wie aber wird er denn tugendhaft sein ohne Gott? Das ist die Frage! Über diese Frage komme ich nicht hinweg. Denn wen wird er dann noch lieben, dieser Mensch ohne Gott? Wem wird er dann noch dankbar sein, wem wird er dann noch eine Hymne singen? Rakitin lacht darüber. Er sagt, man könne die Menschheit auch ohne Gott lieben. Nun, dieser Rotzbub kann schließlich vieles behaupten. Nein, das verstehe ich nicht. Rakitin hat es leicht zu leben. ‚Du‘, sagte er mir heute, ‚bemühe dich lieber um die Vermehrung der bürgerlichen Rechte der Menschen oder meinestwegen

auch nur darum, daß der Preis des Rindfleisches nicht steige; damit wirst du der Menschheit einfacher und unmittelbarer Liebe beweisen als mit Philosophien.‘ Da wurde ich wütend. ‚Du aber‘, sagte ich, ‚wirst ohne Gott selbst noch den Preis des Rindfleisches erhöhen, wenn das nur in deiner Macht steht, wirst womöglich einen Rubel auf jede Kopeke aufschlagen.‘ Er ärgerte sich. Denn was ist Tugend? Beantworte du mir diese Frage, Alexei. Ich habe *eine* Tugend, und der Chinese hat eine andere — folglich: ein relatives Ding. Oder nicht? Oder nicht relativ? Hm, eine hinterlistige Frage! Lach nicht, wenn ich dir sage, daß ich ihretwegen zwei Nächte nicht geschlafen habe. Ich wundere mich jetzt nur noch über eines: Wie die Menschen so leben können und niemals darüber nachdenken. Wie beschäftigt sie alle sind! Iwan hat keinen Gott. Er hat eine Idee. Das ist zu hoch für mich. Aber er schweigt. Ich glaube, er ist Freimaurer. Ich habe ihn gefragt — er schweigt. Ich wollte aus seiner Quelle einen Schluck Wasser trinken — er schweigt. Nur ein einziges Mal sagte er ein Wort.«

»Was sagte er?« fragte Aljoscha gespannt.

»Ich sagte ihm: Dann ist also alles erlaubt, wenn es so ist? Er runzelte die Stirn. ‚Fjodor Pawlowitsch, unser Vater‘, sagte er, ‚war zwar ein Ferkel, aber er dachte doch vollkommen folgerichtig.‘ Sieh, was er zu sagen fertig brachte. Und das war alles, was er darauf zu erwidern geruhte. Mehr habe ich nicht von ihm gehört. Das ist denn doch sauberer als Rakitin.«

»Ja«, bestätigte Aljoscha bitter. »Wann war er bei dir?«

»Davon später, jetzt noch von etwas anderem. Über Iwan habe ich dir bis jetzt fast nichts gesagt. Ich habe es immer bis zur letzten Stunde hinausgeschoben. Wenn hier diese Sache ein Ende hat und mein Urteil gesprochen ist, dann werde ich dir etwas erzählen, alles werde ich dir dann erzählen. Hier gibt es so einen besonderen Punkt . . . Und du wirst mein Richter sein in dieser Frage. Jetzt aber beginn lieber gar nicht davon, jetzt sei still . . . Da sprichst du nun

ten.« (Er lächelte wieder bitter vor sich hin.) »Nur . . . nur Gruscha, Gruscha, o Gott! Warum hat sie denn diese Qual jetzt auf sich genommen?« rief er plötzlich mit Tränen in den Augen. »Gruscha tötet mich, der Gedanke an sie tötet mich, tötet mich! Sie war heute bei mir . . .«

»Sie hat es mir erzählt. Du hast Sie heute sehr gekränkt.«

»Ich weiß. Hol mich der Teufel dafür, daß ich so einen Charakter habe. Ich wurde eifersüchtig. Als sie fortging, bereute ich es und küßte sie. Um Verzeihung bat ich nicht.«

»Warum hast du das nicht getan?« fragte Aljoscha vorwurfsvoll.

Mitja lachte plötzlich fast heiter auf.

»Gott behüte dich davor, du lieber Knabe, daß du jemals wegen einer Schuld das geliebte Weib um Verzeihung bittest! Besonders gilt das vom geliebten Weibe, gerade vom geliebten Weibe, wie groß deine Schuld auch vor ihr sein mag! Denn das Weib — das ist, Bruder — weiß der Teufel, was das ist, aber ich kenne sie doch gründlich, das weiß Gott! Versuche einmal, deine Schuld einzugestehen, soundso, es war schlecht von mir, verzeih, vergib — dann hagelt es Vorwürfe! Unter keiner Bedingung wird sie einfach und sofort verzeihen, sie wird dich zum Lappen erniedrigen, wird dir alles vorzählen, selbst das, was gar nicht gewesen ist, alles wird sie wieder herauskratzen, nichts wird sie vergessen, wird noch vieles von sich hinzufügen, und dann erst wird sie verzeihen. Und das ist noch die Beste, die Beste von allen! Das Letzte wird sie dir noch abschaben und dann alles über dein armes Haupt schütten — so eine, sage ich dir, so eine Lust am Menschenschinden steckt in ihnen, in allen ohne Ausnahme, in diesen Engeln, ohne die zu leben uns unmöglich ist! Sieh, mein Täubchen, ich sage es dir aufrichtig und überzeugt: Jeder anständige Mann muß sich unter dem Pantoffel eines Weibes befinden. Das ist meine Überzeugung; das heißt, nicht Überzeugung, aber so mein Gefühl. Der Mann muß großmütig sein, das aber besudelt keinen. Selbst einen Helden erniedrigt das nicht, selbst einen

»Gut, gut . . . Von mir später. Warum zittere ich nur so? . . . Ich kann kaum ein Wort herausbringen . . .«

»Damals wart Ihr alleweil so mutig: ‚alles‘, sozusagen, ‚ist erlaubt‘, jetzt aber sieh doch einer, wie erschrocken Ihr seid!« brummte Ssmerdjakoff verwundert. »Wollt Ihr nicht Limonade trinken, ich werde welche bestellen. Selbige kann sehr erfrischen. Nur müßte man vorher dies hier zudecken.«

Und er wies wieder mit einer Kopfbewegung auf das Geld. Er bewegte sich bereits, um aufzustehen, Marja Kondratjewna zu rufen und bei ihr die Limonade zu bestellen, doch suchte er noch nach etwas, womit er das Geld hätte zudecken können. Da er aber nichts fand, und das Taschentuch, das er zu dem Zweck hervorzog, wieder ganz vollgeschnaubt war, so nahm er vom Tisch jenes dicke gelbe Buch, das dort lag, und bedeckte damit das Geld. Mechanisch las Iwan Fjodorowitsch den Titel: »Die Predigten unseres von Gott erleuchteten Paters Isaak Ssirin.«

»Ich will keine Limonade! Von mir später. Setz dich und sage, wie hast du das gemacht? Sage alles . . .«

»Es wäre besser, wenn Ihr den Mantel ablegtet, sonst werdet Ihr ja ganz in Schweiß geraten.«

Iwan Fjodorowitsch riß seinen Mantel ab, als hätte er erst jetzt wahrgenommen, daß er ihn noch anhatte, und warf ihn, ohne sich vom Stuhl zu erheben, auf die Bank.

»Also, sprich jetzt bitte, sage alles!«

Er schien ganz still geworden zu sein. Er wartete mit dem sicheren Gefühl, daß Ssmerdjakoff jetzt *alles* sagen werde.

»Ihr meint, wie selbiges geschehen ist?« fragte Ssmerdjakoff aufseufzend. »Auf die allernatürlichste Manier wurde es gemacht, auf selbige Eure Worte hin . . .«

»Von meinen Worten später«, unterbrach ihn wieder Iwan, aber schon ohne zu schreien wie noch kurz zuvor, sondern mit fester, klarer Aussprache und so, als ob er sich wieder ganz in der Hand habe. »Erzähle nur ausführlich, wie du es gemacht hast. Alles der Reihe nach. Vergiß nichts. Die Einzelheiten sind die Hauptsache. Also bitte.«

einmal so ein Plan. Hauptsächlich aber darum, weil doch ‚alles erlaubt ist‘. Das habt Ihr mich dazumal ganz richtig gelehrt, und gut habt Ihr es mir erklärt: denn wenn es keinen unendlichen Gott gibt, so gibt es auch überhaupt keine Tugend, und dann braucht man sie ja auch gar nicht. Darin habt Ihr vollkommen recht. Das habe auch ich eingesehen.«

»Mit eigenem Verstand?« fragte Iwan höhnisch.

»Dank Eurer Anleitung.«

»Und jetzt hast du also angefangen, an Gott zu glauben, wenn du das Geld zurückgibst?«

»Nein, ich habe nicht zu glauben angefangen«, flüsterte Ssmerdjakoff.

»Warum gibst du es dann zurück?«

»Schon gut ... das hat nichts auf sich!« Ssmerdjakoff winkte wieder mit der Hand ab. »Ihr sagtet doch dazumal selber alleweil, daß alles erlaubt sei, warum seid Ihr denn jetzt so erschüttert, gerade Ihr, frage ich? Ihr wollt ja sogar gegen Euch selber aussagen gehen ... Nur wird davon nichts geschehen! Ihr werdet nichts gegen Euch aussagen!« wiederholte Ssmerdjakoff überzeugt und mit fester Stimme.

»Du wirst es sehen!« sagte Iwan.

»Das kann ja gar nicht geschehen. Klug seid Ihr sehr. Geld liebt Ihr auch, das weiß ich. Ansehen liebt Ihr gleichfalls, denn Ihr seid sehr stolz. Die weiblichen Reize liebt Ihr über alle Maßen, am meisten aber doch: in Ruhe wohlhabend zu leben und vor niemandem den Hut ziehen zu müssen, — das liebt Ihr sogar am allermeisten. Ihr werdet doch nicht Euer Leben für alle Zeit verpfuschen wollen, solche Schande vor Gericht auf Euch nehmen. Ihr seid am allermeisten wie Fjodor Pawlowitsch, von allen seinen Kindern seid Ihr ihm am ähnlichsten, ganz seine Seele habt Ihr.«

»Du bist nicht dumm«, sagte Iwan gewissermaßen verwundert; plötzlich schoß ihm das Blut ins Gesicht. »Ich glaubte zuerst, du seiest dumm ... du hast doch jetzt im Ernst gesprochen?« fragte er, plötzlich wie mit einem ganz anderen Blick als bisher Ssmerdjakoff betrachtend.

Fjodorowitsch hatte aber den vernünftigen Rat nicht befolgt, hatte nicht das Bett gehütet, und auch sonst nichts für seine Gesundheit getan. »Noch kann ich gehen, folglich reichen noch die Kräfte, breche ich zusammen — dann mag mich kurieren, wer Lust hat«, dachte er.

So saß er denn jetzt in seinem Zimmer, wußte beinahe selbst, daß er im Fieber phantasierte, und blickte, wie ich schon vorhin sagte, angestrengt zur anderen Wand, als fixiere er dort einen Gegenstand auf dem Diwan. Dort saß plötzlich jemand! Wie und wann er hereingekommen war, das mag Gott wissen, denn als Iwan Fjodorowitsch nach der Rückkehr von Ssmerdjakoff das Zimmer betreten hatte, war niemand darin gewesen. Es war irgend ein Herr, oder besser gesagt, ein bestimmter Typ russischer Gentleman, nicht mehr jung an Jahren, einer »qui frisait la cinquantaine«, wie die Franzosen sagen, dessen dunkles, ziemlich langes, noch dichtes Haar und keilförmig geschnittenes Bärtchen erst wenig grauuntermischt waren. Er trug einen kurzen, augenscheinlich vom besten Schneider gearbeiteten, aber schon ziemlich abgetragenen braunen Rock, ein Kleidungsstück, das ungefähr vor drei Jahren gearbeitet sein mochte und bereits ganz aus der Mode gekommen war, so daß diese Art Röcke von tonangebenden reichen Herren seit etwa zwei Jahren nicht mehr getragen wurden. Die Wäsche, die lange Krawatte in der Art einer Halsbinde, kurz, alles war so wie üblich bei allen eleganten Gentlemen, wenn man aber etwas näher hinsah, so war die Wäsche doch schon leicht angeschmutzt und die breite Halsbinde recht abgenutzt. Die karierten Hosen saßen ausgezeichnet, waren aber wiederum zu hell und irgendwie zu eng, jedenfalls trug man schon lange viel weitere, und ebenso war auch der weiße weiche Filzhut, den der Gast doch etwas gar zu saisonwidrig mitgeschleppt hatte, nicht mehr ganz zeitgemäß. Mit einem Wort, das Äußere hatte den Anschein von Wohlanständigkeit bei äußerst knappem Taschengeld. Man konnte glauben, daß der Gentleman jener Klasse von arbeitsscheuen Gutsherren

ein materieller Beweis dafür, daß es jene Welt gibt, heißt es. Jene Welt und materielle Beweise — oje, oje! Und schließlich, selbst wenn der Teufel bewiesen wäre, so bliebe es doch noch ungewiß, ob damit auch Gott bewiesen sei? Ich möchte mich als Mitglied in eine idealistische Gesellschaft aufnehmen lassen, werde dann dort Opposition machen. ‚Ich bin ein Realist‘, würde ich sagen, ‚aber kein Materialist‘, hehe!«

»Höre«, sagte Iwan Fjodorowitsch und erhob sich plötzlich von seinem Platz. »... Ich bin jetzt ganz wie ... es scheint mir, daß ich phantasiere ... selbstverständlich tue ich das ... im Fieber ... du kannst dort reden, was du willst, mir ist alles gleich! Du wirst mich heute nicht mehr so in Wut bringen, wie das vorige Mal. Nur schäme ich mich irgendeiner ... Ich werde im Zimmer umhergehen ... Zuweilen sehe ich dich nicht, und dann höre ich nicht einmal deine Stimme, ganz wie das vorige Mal, aber ich errate immer irgendwie, was du da brummst, denn *du bist ich; ich, ich rede selbst, und nicht du!* Nur weiß ich nicht, ob ich das vorige Mal schlief, oder ob ich dich im Wachen sah? Ich werde mir ein nasses Tuch auf die Stirn legen, vielleicht vergehst du dann...«

Iwan Fjodorowitsch ging in die Ecke, nahm ein Handtuch, tauchte es in kaltes Wasser und begann dann mit dem nassen Tuch um den Kopf im Zimmer auf und ab zu schreiten.

»Es gefällt mir, daß wir uns so ohne weiteres auf Du und Du gestellt haben«, begann wieder der Gast.

»Dummkopf!« Iwan lachte. »Soll ich etwa anfangen, zu dir ‚Sie‘ zu sagen? Ich bin jetzt guter Laune, nur in der Schläfe fühle ich noch einen Schmerz ... und unter dem Scheitelbein ... Aber philosophiere bitte nicht, wie neulich. Wenn du dich von hier nicht fortpacken kannst, so schwatz wenigstens etwas Amüsantes. Kram doch deine Klatschgeschichten heraus, du bist doch ein Schmarotzer, da wärst du ja beim Klatschen in deinem Element. Daß man so einen Alpdruck nicht loswerden kann, das ist doch wirklich ...! Aber ich fürchte dich nicht, ich werde dich überwinden! Man wird mich nicht in die Irrenanstalt bringen!«

genommen, daß ich ein gefallener Engel sei. Aber, bei Gott, ich kann mir noch immer nicht vorstellen, auf welche Weise ich einmal ein Engel hätte sein können. Wenn ich aber wirklich so etwas gewesen sein sollte, dann muß das doch schon so lange her sein, daß es keine Sünde mehr sein kann, wenn ich's vergessen habe. Jetzt ist es mir nur um den Ruf eines anständigen Menschen zu tun, und ich lebe wie sich's gerade ergibt, indem ich mich bemühe, angenehm zu sein. Ich liebe die Menschen aufrichtig — o, man hat mich in vielen Dingen unglaublich verleumdet! Hier, hienieden, wenn ich zeitweilig wieder einmal zu euch übersiedle, fließt mein Leben dahin, als ob es tatsächlich etwas wäre, und das ist es gerade, was mir am meisten gefällt. Denn ich leide doch gleichfalls, ganz so wie du, unter dem Phantastischen, und darum liebe ich euren irdischen Realismus. Hier bei euch ist alles fest umrissen, hier gibt es Formeln, hier gibt es Geometrie, bei uns dagegen gibt es nichts als immer nur irgendwelche unbestimmten Gleichungen! Hier gehe ich umher und träume. Ich liebe das Träumen. Und zudem werde ich hier auf Erden abergläubisch, — bitte lach nicht: gerade das gefällt mir, daß ich abergläubisch werde. Ich nehme hier alle eure Gewohnheiten an: es macht mir Spaß, in die öffentliche Badestube zu gehen — kannst du dir das vorstellen? — und ich liebe es, mit Kaufleuten und Popen Schwitzbäder zu nehmen. Mein Lieblings Traum ist, mich zu verkörpern — aber endgültig und unwiderruflich — in irgendeine dicke, zweieindrittel Zentner schwere Kaufmannsfrau und an alles zu glauben, woran sie glaubt. Mein Ideal ist: in die Kirche zu gehen und dort aus reinem Herzen vor einem Heiligenbilde eine Kerze aufstellen zu können. Bei Gott, so ist es. Dann hätten meine Leiden ein Ende. Ach, richtig, und dann habe ich noch an etwas Gefallen gefunden, das ist: mich hier bei euch zu kurieren. Im Frühling herrschten die Pocken, da ging ich denn ins Findelhaus und ließ mich gegen die Pocken impfen, — nein, wenn du wüßtest, wie zufrieden ich an jenem Tage war! Ich spendete sogar zehn Rubel für unsere malträtierten slavischen

Brüder! . . . Aber du hörst mir ja gar nicht zu. Weißt du, du bist heute gar nicht wie sonst.« Der Gentleman verstummte für eine Weile. »Ich weiß, du bist gestern zu jenem Doktor gegangen . . . nun, wie steht es mit deiner Gesundheit? Was hat dir der Doktor denn gesagt?«

»Dummkopf!« schnitt Iwan kurz ab.

»Dafür bist du doch so klug. Willst du wieder schimpfen? Ich habe ja nicht gerade aus Teilnahme gefragt, sondern nur so. Nun, meinertwegen, brauchst ja nicht zu antworten. Jetzt kommt wieder die schöne Jahreszeit, wo das Rheuma zu zwicken anfängt . . .«

»Dummkopf«, sagte Iwan nochmals.

»Das ist wohl alles, scheint es, was du zu sagen weißt? Ich aber holte mir im vorigen Jahr solch einen Rheumatismus, daß ich noch jetzt an ihn zurückdenken muß.«

»Kann denn der Teufel auch Rheumatismus haben?«

»Warum denn nicht, wenn ich mich zuweilen verkörpere. Verkörpere ich mich, so muß ich auch alle Folgen auf mich nehmen. *Satanas sum et nihil humanum a me alienum puto.*«

»Wie, was? *Satanas sum et nihil humanum . . .* das ist nicht dumm für einen Teufel!«

»Freut mich, daß ich es dir endlich recht gemacht habe.«

»Aber das hast du ja gar nicht von mir genommen!« — Iwan blieb ganz betroffen stehen. — »Das ist mir niemals in den Kopf gekommen, das habe ich nie gehört oder gedacht . . . Das ist sonderbar . . .«

»*C'est du nouveau, n'est-ce pas?* Diesmal will ich ehrlich sein und es dir erklären. Also höre: Im Traum, und besonders, wenn man Alpdrücken hat — nun, sagen wir, infolge eines verdorbenen Magens oder sonst aus einem Grunde —, sieht der Mensch zuweilen dermaßen kunstvolle Träume, so komplizierte und reale Wirklichkeit, solche Ereignisse oder sogar eine ganze Welt von Ereignissen, die mit dermaßen feinen Intrigen und unerwarteten Details verknüpft sind, angefangen von euren höchsten Offenbarungen bis zum letzten Hemdenknopf, daß, ich schwöre dir, selbst Ljeff Tolstói

des Beiles genau feststellen und alles Weitere berechnen. Man würde es in den Kalender eintragen, und das wäre schließlich alles.«

»Du bist dumm, ganz furchtbar dumm!« sagte Iwan widerspenstig. »Sei doch wenigstens etwas klüger, wenn du lügst, sonst werde ich nicht mehr zuhören. Du willst mich durch Realismus besiegen, willst mich überzeugen, daß du bist. Ich aber will nicht glauben, daß du bist! Und ich werde es auch nicht!«

»Aber ich lüge doch gar nicht, das ist doch alles wahr. Leider pflegt die Wahrheit fast immer wenig geistreich zu sein. Du erwartest, wie ich sehe, entschieden etwas Großes und vielleicht sogar Wundervolles von mir. Das ist sehr schade, denn ich gebe doch nur das, was ich kann . . .«

»Philosophiere nicht, Esel!«

»Wo ist denn da Philosophie, wenn meine ganze rechte Seite wie gelähmt war, und ich nur noch krächzend ach und weh stöhnen konnte! Ich ging natürlich sofort zu allen Ärzten: die Krankheit festzustellen, verstehen sie vorzüglich, den ganzen Prozeß erzählen sie dir wie an den Fingern her, schön, aber kurieren — das gibt's nicht. Da stieß ich bei der Gelegenheit auch auf so einen von den begeisterten Studenten. Der sagte mir: ‚Wenn Sie auch sterben müssen, so werden Sie dafür doch nachher ganz genau wissen, an welcher Krankheit Sie gestorben sind!‘ Und dann noch diese ihre neue Angewohnheit, zu Spezialisten zu schicken: ‚Wir stellen nur die Diagnose‘, heißt es, ‚aber fahren Sie doch zu dem und dem Spezialisten, der wird Sie dann schon kurieren‘. Der frühere Doktor, der alle Krankheiten kurierte, ist heutzutage ganz und gar verschwunden, aber ganz, sag ich dir, jetzt gibt's nur noch Spezialisten, die fortwährend in den Zeitungen annoncieren. Nehmen wir an, deine Nase ist krank. Schön, man schickt dich nach Paris; dort, heißt es, ist ein europäischer Spezialist, der nur Nasen kuriert. Du kommst nach Paris, er untersucht deine Nase: ‚Ich kann Ihnen‘, sagt er, ‚nur das rechte Nasenloch kurieren, denn die linken Na-

Gewissen, Glaube, vor allen Dingen aber — das zukünftige Leben. Er starb, glaubte unmittelbar in Finsternis, Tod und Nichtsein zu geraten, aber, siehst du wohl, da ist vor ihm — das zukünftige Leben. Er wunderte sich und ward ungehalten. ‚Das widerspricht meinen Überzeugungen‘, sagte er. Nun, und dafür wurde ihm dann der Prozeß gemacht, und er wurde verurteilt . . . das heißt, sieh mal, du mußt mich entschuldigen, ich gebe doch nur das wieder, was ich gehört habe, und es ist ja nur eine Legende . . . Also, man verurteilte ihn zu folgendem: in der Finsternis eine Quadrillion Kilometer zu durchwandern (bei uns rechnet man doch jetzt auch nach Kilometern), und erst wenn er diese Quadrillion Kilometer hinter sich hat, soll ihm das Paradiesestor geöffnet und alles verziehen werden . . .«

»Aber was habt ihr in jener Welt sonst noch für Qualen, außer dieser Quadrillion?« unterbrach ihn Iwan, plötzlich ganz eigentümlich belebt.

»Was für Qualen? Ach, frage lieber nicht danach! Früher gab es noch dies und das, jetzt dagegen hat man sich fast nur auf die abstrakten, auf die moralischen Qualen verlegt, so — ‚Gewissensbisse‘ und diesen ganzen Schwindel. Das ist gleichfalls von euch übernommen, infolge der ‚Milderung‘ eurer Sitten. Und wer hat dabei gewonnen? Gewonnen haben nur die Gewissenlosen, denn was können ihnen Gewissensbisse anhaben, wenn in ihnen überhaupt kein Gewissen vorhanden ist? Dafür geht es jetzt den anständigen Leuten um so schlechter, die noch Gewissen und Ehre im Leibe haben . . . Das sind so Reformen auf unvorbereitetem Boden, die dazu noch nach fremden Einrichtungen kopiert werden, — nichts als Schaden kommt dabei heraus! Da wäre doch das frühere Feuerlein weit angebrachter . . . Nun also, dieser zur Quadrillion Verurteilte stand, sah und legte sich dann quer auf den Weg hin: ‚Ich will nicht gehn, aus Prinzip werde ich nicht gehn!‘ Nimm die Seele eines aufgeklärten russischen Atheisten und mische sie mit der

was würde die Folge meines ‚Hosianna‘ sein? Es würde sofort alles auf der Welt erlöschen, und keinerlei Ereignisse würden sich mehr zutragen. Und so war ich denn einzig und allein aus Pflichtbewußtsein in meinem Dienst und infolge meiner sozialen Stellung gezwungen, das Gute in mir zu ersticken in so einem Augenblick und bei den Abscheulichkeiten zu bleiben. Die Ehre des Guten nimmt jemand ganz nur für sich allein in Anspruch, mir dagegen ist ausschließlich das Unheilstiften zugewiesen. Ich bin aber nicht neidisch auf die Ehre, als Schnorrer auf Kosten anderer zu leben, ich bin nicht ehrgeizig.³² Warum ward von allen Geschöpfen der Welt nur ich allein den Flüchen aller anständigen Leute geweiht und sogar ihren Fußstritten, denn, wenn ich mich verkörpere, muß ich mitunter auch diese Folgen auf mich nehmen. Ich weiß ja, daß es hierbei ein Geheimnis gibt, aber dieses Geheimnis will man mir um keinen Preis aufdecken, denn es wäre möglich, daß ich dann, wenn ich erraten hätte, um was es sich handelt, auch ‚Hosianna‘ brülle, und darauf verschwände sofort das notwendige Minus, und auf der ganzen Welt höbe Vernünftigkeit an, damit aber hätte selbstverständlich alles ein Ende, sogar die Zeitungen und sonstigen Blätter, denn wer würde dann noch auf welche abonnieren? Ich weiß ja, daß ich mich zu guter Letzt aussöhnen, einmal auch meine Quadrillion zu Ende gehen und das Geheimnis erfahren werde. Bis dahin aber — schmolle ich, verbeiße meinen Ärger und erfülle meine Bestimmung, das ist: Tausende zu verderben, auf daß sich einer rette. Zum Beispiel, wieviel Seelen hieß es da verderben, wieviel ehrenhafte Reputationen verunglimpfen, nur um den einen gerechten Hiob zu ergattern, mit dem man mich damals, zu Olims Zeiten, so gemein beschummelt hat! Nein, solange das Geheimnis noch nicht aufgedeckt ist, gibt es für mich zwei Wahrheiten: eine, die dort bei ihnen und mir vorerst völlig unbekannt ist, und dann die andere, meine Wahrheit. Und noch weiß man nicht, welche von beiden sauberer sein wird . . . Bist du eingeschlafen?«

»Warum nicht gar!« stöhnte Iwan erbot. »Alles, was es nur Dummes in meiner Natur gibt, was ich schon längst überwunden, in meinem Geist durch- und durchgekaut und wie Aas fortgeworfen habe, — das trägst du mir wieder vor, als wäre es etwas Neues!«

»Also war's wieder nicht recht! Und ich hoffte bereits, dich schon allein mit der literarischen Fassung zu gewinnen: dieses ‚Hosianna‘ im Himmel zum Beispiel, das nahm sich doch wirklich gar nicht so uneben aus? Und jetzt zum Schluß dieser sarkastische Ton à la Heine, — wie, du findest das nicht?«

»Nein, ein solcher Lakai bin ich nie gewesen! Wie hat denn nur meine Seele einen solchen Lakaien wie dich hervorzubringen vermocht?«

»Mein Freund, ich kenne einen ganz prächtigen und liebenswertesten russischen Junker: einen jungen Denker und großen Liebhaber der Literatur und aller schönen Künste, den Autor eines vielversprechenden Poems, das „Der Großinquisitor“ betitelt ist . . . Nur um ihn allein war's mir zu tun!«

»Ich verbiete dir, auch nur ein Wort vom „Großinquisitor“ zu sagen!« unterbrach ihn Iwan zornig, jäh errötend vor Scham.

»Nun, aber wie steht's denn mit der „Geologischen Umwälzung“? Erinnerst du dich noch? Das ist mir mal ein Poemchen, das muß ich sagen!«

»Schweig! — oder ich schlage dich tot!«

»Wen, mich willst du totschiagen? Nein, erlaub schon, daß ich mich ausspreche. Deswegen bin ich ja überhaupt gekommen, um mir dieses Vergnügen zu leisten. O, ich liebe über alles diese feurigen Schwärmereien meiner stolzen, jungen, vor Lebensdurst bebenden Freunde! ‚Da gibt es nun diese sogenannten neuen Menschen‘, so dachtest du noch im vorigen Frühjahr, noch bevor du dich dann hierher aufmachtest; ‚sie haben die Absicht, alles zu zerstören und wieder mit der Menschenfresserei des Uranfangs zu

beginnen. Die Schafsköpfe, warum haben sie mich nicht um Rat gefragt! Meiner Ansicht nach ist es gar nicht nötig, zuerst mit dem mühsamen Niederreißen anzufangen, das ist ja ganz überflüssig! Man brauchte doch einzig und allein die Gottesidee in der Menschheit zu zerstören, und alles würde nach Wunsch gehen! Das ist es, nur das ist es, womit man beginnen muß! O, diese Blinden, die überhaupt nichts begreifen! Hat sich die Menschheit erst einmal durchweg von Gott losgesagt (und ich glaube daran, daß auch diese Periode, als Parallele zu den geologischen Perioden, einmal eintreten wird), so wird auch die ganze frühere Weltanschauung und vor allem die ganze frühere Sittlichkeit schon von selbst fallen, auch ohne Menschenfresserei, und dem anhebenden Neuen überall Platz machen. Die Menschen werden sich zusammentun, um vom Leben alles zu nehmen, was es nur herzugeben vermag, jedoch unbedingt zum Zweck des Glücks und der Freude einzig und allein hier in dieser Welt. Der Mensch wird sich erhöhen durch den Geist göttlichen, titanischen Stolzes, und dann wird der Mensch-Gott auftreten. Indem der Mensch zu jeder Stunde durch seine Willenskraft und die Wissenschaft die Natur bereits ohne Grenzen besiegt, wird er eben dadurch zu jeder Stunde einen solchen Hochgenuß empfinden, daß ihm dieser alle früheren Hoffnungen auf himmlische Wonnen ersetzen wird. Ein jeder wird wissen, daß er vollkommen sterblich ist, ohne Auferstehung, und wird den Tod empfangen stolz und ruhig wie ein Gott. Schon aus Stolz wird er einsehen, warum er nicht dawider zu murren braucht, daß das Leben nur ein Augenblick ist, und er wird seinen Bruder lieben bereits ohne die Verheißung einer Belohnung dafür. Die Liebe wird sich nur mit der Dauer des Lebensaugenblicks begnügen, aber allein schon das Bewußtsein ihrer Kürze wird ihr Feuer um ebensoviele verstärken, um wieviel sie vordem durch die Hoffnung auf jenseitige und unendliche Liebe verdünnt und verflacht wurde . . .‘ nun, und so weiter, und so weiter in dieser Art. Ganz allerliebste!«

Iwan saß da, hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und blickte zu Boden, doch allmählich begann er, am ganzen Körper zu zittern. Die Stimme sprach weiter:

»Die Frage besteht jetzt also nur darin, dachte mein junger Denker: ob es möglich ist, daß eine solche Periode jemals anbricht, oder ob das ausgeschlossen ist? Wenn sie anbräche, so wäre alles gelöst, und die Menschheit würde sich endgültig einrichten. Da dies aber, in Anbetracht der in der Menschheit eingewurzelten Dummheit, vielleicht auch in tausend Jahren nicht ganz durchzuführen sein wird, so steht es jedem, der schon jetzt die Wahrheit erkennt, auch jetzt bereits frei, sich völlig nach eigenem Gutdünken einzurichten, also nach neuen Grundsätzen. In diesem Sinne ist ihm ‚alles erlaubt‘. Und damit noch nicht genug, denn: selbst wenn diese Periode niemals anbrechen sollte, so ist es doch, da es ja Gott und Unsterblichkeit sowieso nicht gibt, diesem neuen Menschen vollkommen erlaubt, Mensch-gott zu werden, wenn auch nur er allein auf der ganzen Welt es wird. Und der kann sich dann in diesem neuen Rang selbstverständlich leichten Herzens über jede sittliche Schranke des früheren Knechtmenschen hinwegsetzen, wenn es nötig sein sollte. Für einen Gott gibt es kein Gesetz! Wohin Gott sich stellt — dort ist der Platz schon Gottes. Wohin ich mich stellen werde, dort wird sofort der erste Platz sein . . . ‚Alles ist erlaubt‘ und damit — basta! Das alles ist ja sehr nett; nur fragt es sich, sollte man meinen, wozu er, wenn er schon betrügen will, noch die Sanktion der Wahrheit braucht? Aber so ist unser heutiger Russe: ohne Sanktion kann er sich nicht einmal zu Betrügereien entschließen, dermaßen hat er die Wahrheit liebgewonnen . . .«

Der Gast ließ sich offenbar immer mehr durch seine Beredsamkeit fortreißen, jedenfalls sprach er schon lauter, immer lauter und begann sogar, spöttisch zum Hausherrn hinüberzublicken; aber er sollte seine Rede nicht zu Ende bringen: Iwan ergriff plötzlich das Teeglas vom Tisch und schleuderte es auf den Redner.

»Ah, mais c'est bête enfin!« rief jener aus, indem er vom Diwan aufsprang und sofort die Teespritzer von seinem Rock mit den Fingern abzuschneiden begann. »Da ist ihm Luthers Tintenfaß eingefallen! Selbst hält er mich für einen Traum und wirft dabei mit Teegläsern nach mir! Das ist ja Weiberart! Also habe ich richtig vermutet, daß du dich nur so anstelltest, als hieltest du dir die Ohren zu, in Wirklichkeit aber zuhörtest . . .«

Ein starkes und beharrliches Klopfen an den Fensterrahmen wurde plötzlich von draußen her hörbar. Iwan Fjodorowitsch sprang vom Diwan auf.

»Hörst du, mach lieber auf«, rief ihm der Gast zu, »das ist dein Bruder, Aljoscha, mit der überraschendsten und wichtigsten Nachricht, dafür bürgе ich dir!«

»Schweig, Betrüger, ich wußte schon vor dir, daß es Aljoscha ist, ich habe ihn vorausgeföhlt und . . . selbstverständlich kommt er nicht umsonst . . . ich weiß, daß er mit einer ‚Nachricht‘ kommt!« raunte Iwan ihn empört an.

»So mach doch auf, mach auf! Draußen tobt der Schneesturm, er aber ist doch dein Bruder! Monsieur, sait-il le temps qu'il fait? C'est à ne pas mettre un chien dehors . . .«

Das Klopfen dauerte an. Iwan wollte schon zum Fenster stürzen, doch plötzlich war ihm, als wären seine Füße und Arme gefesselt. Er strengte sich aus allen Kräften an, wie um seine Fesseln zu zerreißen, aber vergeblich. Das Klopfen an den Fensterrahmen wurde immer stärker und dröhnender. Endlich rissen die Fesseln, ganz plötzlich, und Iwan Fjodorowitsch sprang auf vom Diwan. Er blickte wild um sich. Die beiden Kerzen waren fast schon ganz heruntergebrannt, das Glas, mit dem er soeben nach seinem Gast geworfen hatte, stand vor ihm auf dem Tisch, und auf dem Diwan an der gegenüberliegenden Wand saß — niemand. Das Klopfen an den Fensterrahmen dauerte zwar noch fort, aber es war doch lange nicht so laut, wie es ihm kurz vorher im Traum geschienen hatte. Im Gegenteil, es wurde sogar sehr vorsichtig geklopft.

dem Interesse für die Sache selbst den Putz vergessen. In ihren Gesichtern las man fieberhafte, fast krankhaft gesteigerte Neugier. Hier muß ich noch einer charakteristischen Besonderheit dieser im Saal versammelten Gesellschaft Erwähnung tun: Sie bestand darin, daß fast alle Damen — was sich auch später durch vielfache Beobachtungen bestätigt hat — oder wenigstens die übergroße Mehrzahl von ihnen für Mitja und seine Freisprechung Partei nahm. Vielleicht geschah das hauptsächlich darum, weil sich von ihm die Vorstellung, er sei ein Eroberer aller Frauenherzen, weit verbreitet hatte. Man wußte, daß zwei Frauen, zwei Gegnerinnen, erscheinen würden. Für die eine von ihnen, Katerina Iwanowna, interessierte man sich allgemein und ganz besonders. Man erzählte sich ungeheuer viel Außergewöhnliches über sie, hauptsächlich kursierten über ihre leidenschaftliche Liebe zu Mitja, trotz seines Verbrechens, wahrhaft erstaunliche Geschichten, und nicht weniger sprach man von ihrem Stolz (sie hatte in unserer Stadt fast bei niemandem Besuch gemacht) und ihren »aristokratischen Verbindungen«. Man behauptete sogar, sie beabsichtige, die Regierung um die Erlaubnis zu bitten, dem Verbrecher ins Zuchthaus folgen zu dürfen, um sich mit ihm in Sibirien dort irgendwo in den Erzgruben unter der Erde trauen zu lassen. Mit nicht geringerer Spannung wurde das Erscheinen Gruschenkas vor Gericht erwartet; war sie doch die »Rivalin« Katerina Iwanownas. Mit geradezu hysterischer Neugier sah man der Begegnung der beiden entgegen — des stolzen aristokratischen Mädchens und der »Hetäre«. Übrigens war Gruschenka unseren Damen bekannter als Katerina Iwanowna. Man hatte sie, die »Verderberin Fjodor Pawlowitschs und seines unglücklichen Sohnes«, auch früher schon gesehen, und alle ohne Ausnahme wunderten sich darüber, wie Vater und Sohn sich in eine »so gewöhnliche, nicht einmal besonders hübsche russische Kleinbürgerin« dermaßen haben verlieben können. Kurz, es war nicht wenig geredet worden. Ich weiß sogar, daß es in unserer

Stadt Mitjas wegen zu mehreren ernsten Zwistigkeiten zwischen Eheleuten gekommen war: viele Damen hatten sich wegen ihrer eigenwilligen Auffassung dieser ganzen Angelegenheit mit ihren Männern aufs tragischste überworfen, und daher ist es ja schließlich nur zu begreiflich, daß die Männer dieser Damen — und es waren ihrer nicht wenige —, als sie nun im Gerichtssaal erschienen, gegen den Angeklagten nicht nur voreingenommen waren, sondern ihn in ihrer Erbitterung sogar aufrichtig haßten. Überhaupt kann man sagen: im Gegensatz zum weiblichen Element war das ganze männliche gegen Mitja gestimmt. Man sah ernste, mürrisch-finstere Gesichter, viele waren sogar unverhohlen wütend, und das war noch obendrein die Mehrzahl. Allerdings kam hinzu, daß Mitja während seines Aufenthaltes bei uns viele Herren persönlich gekränkt oder gärgert oder womöglich eifersüchtig gemacht hatte. Natürlich waren einige von den Anwesenden sogar lustig gestimmt, und die standen denn auch dem Schicksal Mitjas im Grunde völlig teilnahmslos gegenüber; dafür aber hatten sie für den »Fall an sich« um so mehr Interesse. Alle waren lebhaft gespannt auf seinen Ausgang, die Mehrzahl der Männer wünschte entschieden die Bestrafung des Verbrechers, abgesehen vielleicht von den Juristen, denen es nicht um die sittliche Seite der Sache zu tun war, sondern nur um die sozusagen modern-rechtliche. Diese Herren regte denn auch am meisten die Ankunft des berühmten Rechtsanwalts Fetjukówitsch auf. Sein Talent war weit und breit bekannt, und es geschah diesmal nicht zum erstenmal, daß er in die Provinz kam, um in einer so aufsehenerregenden Kriminalverhandlung die Verteidigung zu übernehmen. Nach seiner Verteidigung waren solche Prozesse immer in ganz Rußland berühmt geworden und lange in der Erinnerung geblieben. Auch über unseren Staatsanwalt Ippolit Kiríllowitsch und den Vorsitzenden des Gerichtshofes war viel gesprochen worden. Man erzählte sich, Ippolit Kiríllowitsch zittere vor diesem »Zweikampf« mit Fetjukówitsch, sie seien noch von

hat ihn freundlich aufgenommen. Seine Meinungen hat er nicht verheimlicht, im Gegenteil, sogar ganz im Gegenteil, weswegen ich denn auch jetzt wage, ein wenig aufrichtig über ihn zu sprechen — doch natürlich nicht über ihn als Privatperson, sondern nur über ihn als Familienglied der Karamasoff. Gestern endete hier, an der Peripherie der Stadt, durch Selbstmord ein kränklicher Idiot, der gewesene Diener und vielleicht der illegitime Sohn Fjodor Pawlowitschs: Smerdjakóff. Er hat mir in der Voruntersuchung unter hysterischen Tränen erzählt, wie dieser junge Karamasoff, Iwán Fjodorowitsch, ihn durch seine geistige Zügellosigkeit entsetzt habe: ‚Alles ist ihrer Meinung nach erlaubt‘, sagte der Arme zitternd, ‚alles, was es in der Welt nur gibt, und nichts darf hinfort mehr verboten sein, — das haben sie mir die ganze Zeit über gesagt und erklärt.‘ Es scheint, daß der Idiot über dieser Theorie endgültig den Verstand verloren hat, obgleich natürlich auch seine Fallsucht und diese ganze schreckliche Katastrophe, die über das Haus hereingebrochen ist, das ihrige zu seiner Geisteszerrüttung beigetragen haben werden. Trotzdem hat dieser Idiot eine äußerst, äußerst interessante Bemerkung gemacht, die auch einem klügeren Beobachter, als er sein konnte, Ehre gemacht hätte, und eigentlich habe ich nur wegen dieser Bemerkung seiner erwähnt. ‚Wenn es einen unter den Söhnen gibt‘, sagte er mir wörtlich, ‚der am meisten Fjodor Pawlowitsch dem Charakter nach gleicht, so sind das gerade sie, Iwan Fjodorowitsch.‘ Mit dieser Bemerkung breche ich die begonnene Charakteristik ab, da mir eine Fortsetzung derselben nach dem Gesagten nicht taktvoll erschiene. O, ich will keine weiteren Schlüsse ziehen und seinem jungen Leben nur Unheil kündend krächzen wie ein Rabe. Wir alle haben heute hier in diesem Saal gesehen, daß noch die unmittelbare Kraft der Wahrheit in seinem jungen Herzen lebt, daß das Gefühl der Familienbande noch nicht durch Unglauben erstickt ist, oder durch den sittlichen Zynismus, den er mehr durch Erbschaft erlangt haben mag als durch eigene Gedankenmarter. Und nun der andere Sohn.

O, das ist noch ein Jüngling, ein gottesfürchtiger und demütiger, der, im Gegensatz zur finsternen, zerstörenden Weltanschauung seines Bruders, sozusagen in den ‚Grundlagen des Volkes‘ Fuß zu fassen sucht, oder in dem, was bei uns mit diesem eigentümlichen Ausdruck in gewissen theoretischen Winkeln unserer denkenden Schicht so genannt wird. Er, ja, sehen Sie mal, er hatte sich ans Kloster gehalten: viel fehlte nicht, und er hätte das Gelübde abgelegt, wäre Mönch geworden. In ihm hat sich, wie mir scheinen will, gleichsam unbewußt schon früh jene zaghafte Verzweiflung ausgedrückt, in der sich heutzutage so viele in unserer Gesellschaft — da sie sich vor deren Zynismus und Verderbnis fürchten und das ganze Übel irrträumlicherweise der europäischen Aufklärung zuschreiben — an den ‚Heimatboden‘, wie sie sagen, anschmiegen, das heißt in die mütterlichen Arme des Heimatbodens flüchten. Sie sind wie Kinder, die von Gespenstern geschreckt werden, und die es dann an der verdorrten Brust der geschwächten Mutter nur noch danach verlangt, ruhig einschlafen zu können und womöglich das ganze Leben zu verschlafen, nur um nicht mehr die sie schreckenden Erscheinungen zu sehen. Meinerseits wünsche ich dem guten und begabten Jüngling das Beste, wünsche ihm vor allem, daß seine jugendliche Seelenschönheit und sein Zug zum volklich Ursprünglichen sich in der Folge nicht, wie es so oft geschieht, auf sittlichem Gebiete in einen finsternen Mystizismus und auf staatsbürgerlichem in einen stumpfen Chauvinismus verwandeln mögen, — zwei Eigenschaften, die die Nation vielleicht mit noch größerem Unheil bedrohen, als es selbst die frühe Zersetzung durch eine falsch verstandene und ohne die Mühe eigenen Schaffens erworbene europäische Aufklärung ist, an der sein älterer Bruder krankt.◀

Für den »Chauvinismus« und »Mystizismus« wurde wieder einmal in die Hände geklatscht. Ippolit Kirillowitsch hatte sich natürlich hinreißen lassen. Im Grund hatte das alles wenig mit der Sache zu tun, ganz abgesehen davon, daß es ziemlich unklar war. Allein, der arme schwindsüchtige und

suchen muß. Im vorliegenden Fall ist es aber nicht so. Am wahrscheinlichsten ist, daß er das erstemal aufrichtig edelmütig und das zweitemal aufrichtig niedrig gehandelt hat. Warum? Weil wir eben breite Naturen sind, Karamasoff'sche Naturen — darauf gehe ich ja hinaus — Naturen, sage ich, die fähig sind, alle möglichen Widersprüche in sich zu vereinigen und zu gleicher Zeit beide Abgründe zu erfassen, den Abgrund über uns, den Abgrund der höchsten Ideale, und den Abgrund unter uns, den Abgrund der schändlichsten Gesunkenheit. Erinnern Sie sich, meine Herren, des glänzenden Gedankens, den vorhin ein junger Beobachter aussprach, Herr Rakitin, der tief und eingehend das Wesen der ganzen Familie Karamasoff erfaßt hat: ‚Für diese zügellosen, haltlosen Naturen ist die Empfindung der Niedrigkeit ihrer Gesunkenheit ein ebenso großes Bedürfnis, wie die Empfindung des höheren Edelmuts.‘ — Und das ist wahr: gerade dieser widernatürlichen Mischung bedürfen sie jederzeit, zu jeder Stunde. Zwei Abgründe, zwei Abgründe in ein und demselben Augenblick, meine Damen und Herren, ohne diese Gleichzeitigkeit sind wir unglücklich und unbefriedigt, ist unser Leben nicht ausgefüllt. Wir sind breite Naturen, breit wie unser Mütterchen Rußland, wir umfassen alles, wir leben uns mit allem ein! . . . Übrigens, meine Herren Geschworenen, wir sind jetzt auf diese Dreitausend zu sprechen gekommen, und so will ich bei dieser Gelegenheit etwas vorgreifen. Können Sie glauben, meine Herren Geschworenen, daß er bei seinem Charakter, damals, als er das Geld erhalten hatte, und dazu noch in dieser Weise, für diese Schande, diese Schmach, diese tiefste Erniedrigung, — können Sie glauben, daß er am selben Tag fähig gewesen sei, wie er sagt, die Hälfte des Geldes in ein Säckchen einzunähen und darauf die Charakterfestigkeit zu haben, dieses Geld einen ganzen Monat lang am Halse zu tragen, trotz aller Versuchungen und trotz seiner fatalen Geldverlegenheit? Weder bei wüsten Gelagen im Gasthause, noch selbst in den Stunden, als er die Stadt verlassen mußte, um sich von Gott weiß wem dieses

Psychologie mit Hochdruck. Die daherjagende Troika.
Das Finale der Rede des Staatsanwalts

Ippolit Kirillowitsch hatte augenscheinlich eine streng historische Methode der Darlegung gewählt, wie das ja schließlich alle nervösen Redner zu tun pflegen, die wohl absichtlich einen streng abgezielten Rahmen suchen, um sich nicht zu früh hinreißen zu lassen. Als Ippolit Kirillowitsch nun auf den »Früheren und Unbestrittenen« zu sprechen kam, was er sehr ausführlich tat, sprach er bei dieser Gelegenheit noch einige in ihrer Art recht interessante Gedanken aus. »Karamasoff«, fuhr der Staatsanwalt fort, »der auf jeden bis zur Raserei eifersüchtig war, läßt sich plötzlich und mit einem Schlage gleichsam fallen und verschwinden vor dem ‚Früheren‘ und ‚Unbestrittenen‘. Und das ist um so sonderbarer, als er früher dieser neuen Gefahr, die ihm in der Gestalt des unerwarteten Rivalen drohte, fast überhaupt keine Beachtung geschenkt hatte. Er hatte immer geglaubt, daß es bis dahin noch weit sei, Karamasoff aber lebt immer nur im gegenwärtigen Augenblick. Wahrscheinlich hielt er ihn sogar für eine Fiktion. Als er aber mit seinem kranken Herzen in einem Nu begriffen hatte, daß dieses Weib vielleicht gerade deswegen diesen neuen Rivalen verheimlicht, deswegen auch ihn noch vor ein paar Stunden betrogen habe, weil dieser neuauftauchte Gegner nichts weniger als Phantasie und Fiktion, sondern für sie alles war, alles, ihre ganze Lebenshoffnung, — als er das im Augenblick begriffen hatte, ward er still. Meine Herren Geschworenen, diesen in der Seele des Angeklagten plötzlich hervortretenden Zug kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, zumal er ihm anscheinend gar nie zuzutrauen wäre; aber da macht er sich plötzlich geltend in dem unabweisbaren Bedürfnis nach Wahrheit, in der Achtung vor der Frau, in der Aner-

man gewiß nichts finden, was jene Erklärung in der Beziehung noch übertrumpfte. In einem solchen Fall kann man den triumphierenden Romandichter vor allem mittels der Details schlagen, mittels jener selben Einzelheiten, an denen die Wirklichkeit stets so reich ist, die aber von diesen unglücklichen und unfreiwilligen Dichtern, eben als völlig bedeutungslose und unnötige Kleinigkeiten, überhaupt nicht beachtet werden. O, in einem solchen Augenblick ist es ihnen nicht um die kleinen Einzelheiten zu tun! Ihr Verstand schafft ein grandioses Ganzes, — und da wagt man es, ihnen mit solchem Kleinzeug zu kommen! Aber gerade das ist ja die Falle, mit der man sie fängt. Man stellt dem Angeklagten kurz folgende Frage: ‚Nun, aber wo haben Sie denn das Material zum Säckchen hergenommen, wer hat denn den Sack genäht?‘ — ‚Ich habe ihn selbst genäht.‘ — ‚Und wo haben Sie das Zeug dazu hergenommen?‘ Dadurch fühlt sich der Angeklagte bereits gekränkt, er glaubt, daß man sich mit diesem Zeuge über ihn lustig machen wolle, und zwar glaubt er das im Ernst, im Ernst, sage ich Ihnen! Aber so sind sie ja alle! — ‚Ich habe von einem meiner Hemden ein Stück abgerissen.‘ — ‚Vortrefflich. Dann werden wir morgen unter Ihrer Wäsche ein Hemd finden, von dem ein Stück abgerissen ist.‘ Und bedenken Sie doch nur, meine Herren Geschworenen, wenn wir nun dieses Hemd gefunden hätten (und wie hätte es sich denn inzwischen verlieren können, wir hätten es doch sicherlich in einem Koffer oder in der Kommode gefunden, wenn ein solches Hemd mit einer abgerissenen Ecke nur jemals auch tatsächlich existiert hätte), — das wäre gewiß ein Faktum, ein greifbares Faktum zugunsten des Angeklagten gewesen, ein, wenn auch schwacher, Beweis für die Wahrheit seiner Aussage! Er aber scheint darauf überhaupt nicht zu verfallen. — ‚Ich erinnere mich nicht mehr, vielleicht riß ich das Zeug auch nicht vom Hemd ab... ich glaube, ich nähte das Geld in die Haube der Hauswirtin ein.‘ — ‚In was für eine Haube?‘ — ‚Ich hatte sie ihr einmal fortge-

war, aufgefunden. Jetzt fragt es sich doch, weshalb hat der Angeklagte das getan? Und dafür gibt es nur eine Erklärung: nur deshalb, weil es ihm bitter leid tat, einen Menschen erschlagen zu haben, einen alten Diener. Jawohl: deshalb, und nur deshalb hat er im Ärger mit einer Verwünschung den Stößel fortgeschleudert, da er eben die Waffe war, mit der er den Menschen getötet hatte. Anders kann es überhaupt nicht gewesen sein. Warum hätte er ihn sonst mit solcher Wut so weit fortschleudern sollen, und nicht etwa ins Gebüsch, sondern zur Rasenfläche hin, wo er dann noch auf die sichtbarste Stelle, nämlich auf den Kiesweg, gefallen ist! Wenn er aber Schmerz und Leid darüber empfinden konnte, daß er einen Menschen erschlagen hatte, nun, so empfand er diesen Schmerz und dieses Leid eben nur deshalb, weil er den Vater nicht erschlagen hatte. Hätte er vorher schon den Vater erschlagen, so wäre er nicht aus Mitleid zu dem anderen Verletzten hinabgesprungen; dann hätte er bereits ganz andere Gefühle gehabt, dann wäre es ihm nicht mehr um andere zu tun gewesen und um Mitleid mit ihnen, sondern um sich selbst und um die eigene Rettung. Und so ist es auch gewesen. Anderenfalls hätte er, wie gesagt, Grigorijs Schädel endgültig eingeschlagen und hätte sich nicht volle fünf Minuten um ihn bemüht. Mitleid und das Verlangen, ihm zu helfen, konnten nur darum in seinem Herzen zu Wort kommen, weil sein Gewissen noch rein war. Das ist auch Psychologie. Aber wir kommen mit ihr zu einem etwas anderen Ergebnis. Ich habe absichtlich, meine Herren Geschworenen, die Psychologie zu Hilfe genommen, um an diesem Beispiel anschaulich zu beweisen, daß man mit ihr jeden beliebigen Schluß ziehen kann. Es kommt dabei nur darauf an, in wessen Händen sie sich befindet. Ja, die Psychologie kann selbst die ernstesten Männer verleiten, Romane zu dichten, mag es auch ganz unfreiwillig geschehen. Ich rede nur von der überflüssigen Psychologie, meine Herren, von einem gewissen Mißbrauch, der mit ihr zuweilen getrieben wird.«

»Dann ist sie wohl überzeugt, daß er sterben wird. Nur aus Angst glaubt sie, er werde genesen.«

»Aber Iwan ist doch von kräftiger Konstitution. Und ich hoffe gleichfalls sehr, daß er genesen wird«, bemerkte Aljoscha erregt.

»Ja, er wird genesen. Sie aber ist überzeugt, daß er sterben werde. Viel Kummer hat sie . . .«

Schweigen trat ein. Irgend etwas sehr Wichtiges schien Mitja zu quälen.

»Aljoscha, ich liebe Gruscha wahnsinnig«, sagte er plötzlich mit unsicherer, tränenerfüllter Stimme.

»Dort wird man sie aber nicht zu dir lassen . . .« Aljoscha griff sofort das Thema auf.

»Und was ich dir noch sagen wollte, Alexei«, fuhr Mitja mit einer plötzlich seltsam klangvollen Stimme fort, »wenn man mich schlagen sollte, unterwegs oder dort, so werde ich das nicht dulden, nein, dann erschlage ich, und dann wird man mich erschießen. Und das soll ich zwanzig Jahre lang ertragen! Hier fängt man schon an, Du zu mir zu sagen. Alle Wachtposten duzen mich. Ich habe heute die ganze Nacht wach im Bett gelegen und mich gewissenhaft geprüft: Nein, ich bin nicht bereit! Ich kann es nicht auf mich nehmen, meine Kräfte reichen nicht aus! Ich wollte dort eine Hymne singen, aber da kann ich nun nicht einmal das Du der Wachtposten verwinden! Für Gruscha würde ich alles ertragen, alles . . . übrigens Schläge ausgenommen . . . Aber man wird sie ja dort nicht zu mir lassen . . .«

Aljoscha lächelte still.

»Hör' mich, Bruder«, sagte er, »ich will dir ein für allemal meine Gedanken über deine Flucht sagen. Du weißt, daß ich dir nichts vorlügen werde. Also höre: Du bist nicht bereit für Sibirien, und dieses Kreuz ist auch nicht für dich geschaffen. Und ich will dir noch etwas sagen: Du, der du nicht bereit bist, brauchst auch gar nicht ein solches Märtyrerkreuz auf dich zu nehmen. Wenn du den Vater erschlagen hättest, würde es mir leid tun, wenn du dein Kreuz

nicht tragen wolltest. Aber du bist unschuldig, und darum wäre ein solches Kreuz gar zu viel für dich. Du wolltest durch die Qual einen neuen Menschen in dir auferstehen machen; ich aber glaube, wenn du nur fortwährend, dein ganzes Leben lang, wohin du auch entfliehen oder wo du hernach auch leben solltest, — wenn du dein Leben lang nur an diesen anderen Menschen in dir denkst, so wird auch das schon genügen. Wenn du diese letzten und äußersten Qualen nicht auf dich nimmst, so wird dies nur dazu dienen, daß du das Bewußtsein einer noch größeren Schuld mit dir nimmst, und dieses Schuldbewußtsein, das nie aufhört und dich stets geleihtet, wird dir in Zukunft zu deiner Wiedergeburt vielleicht noch eher verhelfen, als wenn du wirklich nach Sibirien gingest. Denn dort würdest du das ganze Leben nicht ertragen und würdest nur wider Gott murren und vielleicht zu guter Letzt doch noch sagen: ‚Ich habe voll bezahlt.‘ Der Anwalt hat darin ganz recht gehabt. Nicht alle können so große Bürden tragen, für manche sind sie unmöglich . . . Da habe ich dir nun meine Gedanken gesagt. Wenn es für dich wichtig ist zu wissen, wie ich darüber denke. Sieh, wenn für deine Flucht andere, Gott weiß wie, büßen müßten, Offiziere, Soldaten, so würde ich dir ‚nicht erlauben‘, zu entfliehen«, sagte Aljoscha lächelnd. »Aber man sagt und versichert sogar (der Etappenkommandant hat es Iwan ausdrücklich gesagt), daß, wenn man die Sache zu machen verstehe, auf niemanden eine besondere Strafe falle: man könne mit Lappalien davonkommen. Zwar ist das Bestechen ein unehrliches Verfahren auch unter diesen Umständen, aber ich will darüber nicht richten oder auch nur urteilen, — und zwar schon deshalb nicht, weil ich selbst, wenn Iwan und Katja mich beauftragten, alles Nötige für deine Flucht zu tun, es auf mich nehmen würde, hinzugehen und zu bestechen. Das muß ich dir der Wahrheit gemäß gestehen. Wie gesagt, schon deshalb kann ich hier kein Richter sein, was du auch tun magst. Ich will dir nur sagen, damit du dies ein für alle Mal weißt, daß ich dich nie ver-

vielleicht auch alle besser sind als ich? Ich hasse dieses Amerika schon jetzt! Und wenn sie auch alle bis auf den letzten weiß Gott was für unerreichte Maschinisten sind, oder sonst was — der Teufel hole sie samt und sonders, meine Leute sind es nicht, meiner Seele nicht verwandt! Ich liebe Rußland, Alexei, den russischen Gott liebe ich, wenn ich auch selbst ein Schuft bin! Dort werde ich ja umkommen!« rief er aus, und seine Augen blitzten, während seine Stimme vor verhaltenen Tränen nicht gehorchen wollte.

»Jetzt höre, Alexei, was ich bei mir beschlossen habe!« begann er wieder, indem er seine Erregung niederzwang. »Sobald wir beide dort angekommen sind, Gruscha und ich, fangen wir sofort an zu pflügen, zu arbeiten, unter wilden Bären, in der Einsamkeit, irgendwo weiter weg. Man wird doch auch bei ihnen einen Ort finden können, denke ich, der etwas weiter weg liegt! Dort soll es ja auch noch Rothäute geben, sagt man, dort irgendwo ganz am Rande des Horizonts. Nun also, und zu denen werden wir dann hinziehen, zu den letzten Mohikanern. Und da machen wir uns denn sofort an die Grammatik, ich und Gruscha. Arbeit und Grammatik, und das so, sagen wir, drei Jahre lang. Und nach diesen drei Jahren werden wir besser Englisch sprechen als die echtsten eingeborenen Amerikaner. Und sobald wir die Sprache intus haben — dann, ade Amerika! Wir kommen unverzüglich wieder her, nach Rußland, und zwar als amerikanische Bürger. Aber hab keine Angst, hierher in dieses Städtchen kommen wir natürlich nicht. Wir werden uns irgendwo weiter weg von hier verbergen, vielleicht im Norden oder vielleicht auch im Süden. Bis dahin werde ich mich schon genügend verändert haben, sie gleichfalls. Dort in Amerika kann mir ein Doktor noch irgend so eine Warze künstlich anbringen — wozu sind sie denn Mechaniker? Und kann er's nicht, so steche ich mir ein Auge aus, lasse mir den Bart meterlang wachsen, einen grauen, selbstverständlich — vor Heimweh nach Rußland werde ich ja bald ergrauen. Dann wird man mich bestimmt nicht

mögen unsere Namen vergehen! Ich verehere Ihren Bruder!«

»Ich auch!« rief plötzlich laut und unerwartet aus der Schar derselbe Knabe, der einmal erklärt hatte, er wisse, wer Troja gegründet habe, und auch diesmal wurde er, genau so wie damals, bis über die Ohren rot. Aljoscha trat ins Zimmer. In einem hellblauen, mit weißen Rüschen geschmückten Sarge lag, die Hände gefaltet und die Augen geschlossen, Iljuscha. Die Züge seines abgezeirten Gesichtchens hatten sich gar nicht verändert und, sonderbar — die Leiche verbreitete fast gar keinen Geruch. Der Ausdruck seines Gesichtchens war ernst und nachdenklich. Besonders schön waren die Hände, die auf der Brust gekreuzt lagen. Wie aus Marmor gemeißelt sahen sie aus. In die Hände hatte man Blumen gelegt, und der ganze Sarg war von innen und von außen mit Blumen geschmückt, die Lisa Chochlakoff schon am frühen Morgen geschickt hatte. Auch von Katerina Iwanowna waren Blumen geschickt worden, und als Aljoscha die Tür aufmachte, da bedeckte der Hauptmann mit zitternden Händen gerade von neuem seinen geliebten Knaben mit Blumen. Er beachtete die Eintretenden kaum, schien überhaupt niemanden beachten zu wollen; nicht einmal sein »Mamachen«, seine schwachsinnige, weinende Frau, die immer wieder versuchte, sich auf ihren kranken Füßen aufzurichten, um ihren toten Knaben besser sehen zu können. Nínotschka hatten die Kinder mitsamt ihrem Stuhl aufgehoben und neben dem Sarge niedergesetzt. Dort saß sie nun, preßte den Kopf an den Sarg und weinte still. Das Gesicht Ssnegirjoffs war sehr belebt, zu gleicher Zeit aber wie zerstreut und wie erbittert. In seinen Gesten und Worten war etwas geradezu Halbverrücktes. »Väterchen, liebes Väterchen!« murmelte er immer wieder, auf Iljuscha starrend. Als Iljuscha noch lebte, hatte er die Gewohnheit gehabt, wenn er liebkosend zu ihm sprach, »Väterchen, liebes Väterchen!« zu sagen.

»Papachen, gib auch mir Blumen, nimm aus seinen Händchen dort die weiße und gib sie mir!« bat schluchzend das schwachsinnige Mamachen. Gefiel ihr nun die kleine weiße

hatte. Er riß sie sofort aus der Tasche hervor, und nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß sie da war, beruhigte er sich.

»Iljuschachen hat's gewünscht, Iljuschachen«, erklärte er sofort Aljoscha, »er lag wach in der Nacht, ich saß bei ihm, und plötzlich sagte er mir: ‚Papa, wenn man mein Grab zugeschüttet hat, so wirf Brotkrümchen darauf, damit die kleinen Sperlinge herbeifliegen; ich werde dann hören, wie sie herbeigeflogen kommen, und werde froh sein, daß ich nicht ganz allein bin.‘«

»Das ist sehr schön«, sagte Aljoscha, »man muß des öfteren Brotkrümel hinstreuen.«

»Jeden Tag, jeden Tag!« beteuerte der Hauptmann wie neu belebt.

Sie langten schließlich in der Kirche an, und der Sarg wurde inmitten der Vierung hingestellt. Die Knaben blieben um ihn herum stehen, und so standen sie, ernst und manierlich, während des ganzen Gottesdienstes. Es war eine alte, ärmliche Kirche, viele Heiligenbilder waren ohne Einfassung, aber gerade in solchen Kirchen läßt es sich besser beten. Nach der Messe schien Ssnegirjoff sich etwas zu beruhigen, obgleich ihn auch jetzt noch von Zeit zu Zeit die gleiche planlose Geschäftigkeit erfaßte: bald trat er an den Sarg, um das Leichentuch oder das Stirnband in Ordnung zu bringen, bald wieder, wenn ein Licht herunterfiel, lief er hin, um es aufzustellen, und machte sich schrecklich lange damit zu schaffen. Plötzlich beruhigte er sich wieder und stand unbeweglich mit stumpfsinnig-besorgtem und verständnislosem Gesichtsausdruck da. Als der Apostelabschnitt verlesen wurde, flüsterte er plötzlich Aljoscha ins Ohr, daß dies »nicht so« verlesen werden müßte, sprach indessen seine Gedanken darüber nicht aus. Nach dem Cherublied schickte er sich an, mitzusingen, brach aber sogleich wieder ab und warf sich auf die Knie, beugte seine Stirn auf den steinernen Fußboden der Kirche und verharrte in dieser Stellung. Man schritt zum Totenamt, die Lichter wurden verteilt. Wieder schien der un-

Bettchen weggeräumt haben könnte. Und er sprang auf und lief wieder weiter, nach Hause.

Es war nicht mehr weit bis dahin, und so liefen sie alle mit. Ssnegirjoff riß eilig die Tür auf und stürzte zu seiner Frau, zu der er kurz vorher noch so hartherzig gewesen war.

»Liebes Mamachen, Iljuschachen schickt dir die Blumen, kranke Füße hast du doch!« rief er ihr schon von der Tür aus zu und hielt ihr den Büschel Blüten hin, die halberfroren und soeben im Schnee mehrfach geknickt worden waren.

In demselben Augenblick erblickte er aber in der Ecke vor Iljuschas Bettchen dessen Stiefel, beide nebeneinander, wie sie soeben von der Hauswirtin beim Aufräumen aufgestellt worden waren; es waren alte, rötlich gewordene, ganz abgetragene und geflickte Stiefelchen. Als er sie bemerkte, erhob er die Hände, stürzte auf sie zu, fiel vor ihnen auf die Knie nieder, ergriff einen Stiefel und preßte ihn an seine Lippen und küßte, küßte ihn gierig:

»Väterchen, Iljuschachen, liebes Väterchen, wo sind deine Füßchen, wo?«

»Wohin hast du ihn gebracht? Wohin hast du ihn gebracht?« heulte nun auch die Irrsinnige mit herzerreißender Stimme.

Da brach auch Ninotschka in Tränen aus. Kolja lief aus dem Zimmer, ihm folgten die anderen Knaben. Auch Aljoscha ging hinaus und folgte ihnen.

»Mögen sie sich ausweinen«, sagte er zu Kolja, »da kann man nicht mehr trösten. Warten wir ein wenig und gehen wir dann wieder hinein.«

»Ja, man kann nicht trösten, das ist schrecklich!« bestätigte Kolja. »Wissen Sie, Karamasoff«, er senkte ein wenig seine Stimme, damit ihn niemand höre, »mir ist sehr traurig zumute, und wenn man ihn nur auferwecken könnte, würde ich alles auf der Welt hingeben!«

»Ach, auch ich täte es gern!« sagte Aljoscha.

»Was meinen Sie, Karamasoff, sollen wir nicht heute abend wieder herkommen? Sonst wird er sich ja betrinken.«

Die Knaben umringten ihn sofort und sahen ihn mit aufmerksamen, erwartungsvollen Blicken an.

»Meine Freunde, wir werden uns bald trennen. Ich werde nur noch kurze Zeit bei meinen beiden Brüdern bleiben, von denen der eine verschickt wird und der andere todkrank ist. Ich werde bald diese Stadt verlassen, und vielleicht auf sehr lange Zeit. So werden wir uns denn trennen, meine Freunde. Darum laßt uns hier an diesem Stein, den Iljuscha so lieb hatte, das Versprechen ablegen: erstens Iljuscha und zweitens uns gegenseitig nie zu vergessen. Was auch mit uns im Leben geschehen möge, und wenn wir uns auch zwanzig Jahre lang nicht sehen sollten, so wollen wir doch nicht vergessen, wie wir den armen Knaben beerdigt haben, auf den wir früher mit Steinen warfen, — erinnert ihr euch noch, bei der Brücke damals? — und wie wir ihn darauf alle so liebgewannen. Er war ein herrlicher Knabe, ein tapferer Knabe, er hatte Gefühl für die Ehre des Vaters und litt unter der bitteren Kränkung des Vaters, gegen die er aufstand. Und so wollen wir ihn, meine Freunde, unser ganzes Leben lang nicht vergessen. Und sollten wir uns auch mit den wichtigsten Dingen beschäftigen, sollten wir auch zu den höchsten Ehren gelangen oder in das größte Unglück geraten, — gleichviel, vergeßt es nie, wie uns hier alle das eine schöne Gefühl verband, das uns in der Liebe zu diesem armen Knaben besser gemacht hat, als wir es vielleicht von Natur sind. Meine Lieblinge ihr, meine Täubchen — erlaubt mir, daß ich euch so nenne, denn ihr alle scheint mir diesen hübschen blaugrauen Tierchen mit den munteren Äuglein so ähnlich zu sein, wenn ich eure guten, lieben Gesichtchen sehe — meine lieben Kinder, vielleicht werdet ihr nicht begreifen, was ich euch sage, denn ich rede oft sehr unverständlich, ihr werdet euch aber des Gesagten vielleicht doch einmal erinnern und meinen Worten dann beistimmen. Denn wißt, es gibt nichts, das höher, stärker, gesünder und nützlicher für das Leben wäre als eine gute Erinnerung aus der Kindheit, aus dem Elternhause. Man wird euch vieles über eure

Erziehung sagen, aber wißt, irgendeine herrliche, heilige Erinnerung, die man aus der Kindheit aufbewahrt, ist vielleicht die allerbeste Erziehung. Wenn der Mensch viele solcher Erinnerungen ins Leben mitnimmt, so ist er fürs ganze Leben gerettet. Und selbst wenn nur eine einzige gute Erinnerung in unserem Herzen verbleibt, so kann auch diese einmal zu unserer Rettung dienen. Vielleicht werden wir später im Leben schlecht werden, vielleicht werden wir nicht die Kraft haben, eine schlechte Handlung zu vermeiden, wir werden vielleicht sogar über die Tränen der Menschen lachen, über Menschen, die dasselbe sagen, was Kolja vorhin ausrief: ‚Ich möchte mich für alle Menschen opfern‘, — ja, auch über solche Menschen werden wir vielleicht in unserer Bosheit spotten. Aber wenn wir auch noch so schlecht werden sollten, wovor Gott uns bewahren möge, so werden wir, wenn wir uns dessen erinnern, wie wir Iljuscha beerdigt, wie wir ihn in den letzten Tagen geliebt und wie wir soeben freundschaftlich hier an diesem Stein gesprochen haben, so wird doch selbst der Schlechteste und Spottlustigste von uns, wenn er zu einem solchen werden sollte, immerhin nicht innerlich darüber zu lachen wagen, daß er in diesem Augenblick gut und schön gewesen ist. Und nicht nur das: vielleicht wird schon diese Erinnerung ihn zurückhalten, Böses zu tun, und er wird sich besinnen und sagen: ‚Ja, damals war ich gut, tapfer und ehrenhaft.‘ Möge er bei sich lächeln, das tut nichts, der Mensch lacht oft über Gutes und Edles; das geschieht ja nur aus Leichtsinne; aber ich versichere euch, meine Freunde, in demselben Augenblick, da er spottet, wird er sich schon in seinem Herzen sagen: ‚Nein, es ist schlecht von mir, daß ich spottete, denn darüber darf man nicht spotten!‘

»Genau so wird es sein, Karamasoff, ich verstehe Sie, Karamasoff!« rief ihm Kolja mit blitzenden Augen zu.

Die Knaben waren alle erregt und wollten auch etwas sagen, aber sie beherrschten sich und sahen nur aufmerksam und ergriffen den Redner an.

»Das sage ich nur in der Furcht, daß wir schlecht werden könnten«, fuhr Aljoscha fort, »aber warum sollten wir denn schlecht werden, meine Freunde? Vor allem wollen wir doch gut sein, alsdann ehrlich und dann — niemals einander vergessen. Das wiederhole ich immer wieder. Ich gebe euch mein Wort, meine Freunde, daß ich niemals auch nur einen von euch vergessen werde: kein einziges Gesicht, das ich jetzt vor mir sehe, werde ich je vergessen, und wenn auch Jahre und Jahre darüber vergehen. Vorhin sagte Kolja zu Kartascheff, er wolle nichts davon wissen, ob dieser auf der Welt sei oder nicht. Ja, kann ich denn vergessen, daß Kartascheff auf der Welt ist, und daß er jetzt schon nicht mehr so errötet wie damals, als er Troja entdeckte, und mich mit seinen prächtigen, guten, frohen Auglein anschaut? Meine Freunde, meine lieben Freunde, seien wir alle großmütig und tapfer wie Iljuschachen, klug, tapfer und großmütig wie Kolja (der aber noch viel klüger sein wird, wenn er herangewachsen ist), und ebenso verschämt, aber verständig und lieb wie Kartascheff! Doch warum rede ich nur von diesen beiden! Alle, meine Freunde, alle seid ihr mir lieb von nun an, alle schließe ich in mein Herz ein, und bitte euch, auch mich in euer Herz einzuschließen! Wer aber verbindet uns alle in diesem Gefühl, an das wir von jetzt ab unser ganzes Leben lang denken werden, wer, wenn nicht Iljuscha, der gute Knabe, der liebe Knabe, der uns für alle Ewigkeit teure Knabe! So laßt uns denn seiner ewig gedenken und die laudtere Erinnerung an ihn in unserem Herzen bewahren, von jetzt an und in Ewigkeit.«

»Ja, ja, in Ewigkeit!« riefen die Knaben mit ihren hellen Stimmen und ihren gerührten Gesichtern.

»Wir wollen sein Gesicht nicht vergessen, seine Kleider, seine alten zerrissenen Stiefelchen, sein Grab und seinen unglücklichen, sündigen Vater, und wie er allein gegen die ganze Klasse mutig für diesen Vater eingetreten ist!«

»Wir werden ihn nicht vergessen, nicht vergessen!« riefen wieder die Knaben, »er war tapfer! er war gut!«

»Ach, wie habe ich ihn geliebt!« rief Kolja aus.

»Ach, meine Kindlein, ach, meine lieben Freunde, habt keine Angst vor dem Leben! Wie schön ist das Leben, wenn man etwas Gutes und Richtiges tut!«

»Ja, ja!« stimmten die Knaben entzückt bei.

»Karamasoff, wir lieben Sie!« rief eine Stimme, die, wie es schien, nicht mehr an sich halten konnte; wahrscheinlich war es der kleine Kartascheff.

»Wir lieben Sie, wir alle lieben Sie!« riefen nun auch die anderen aus. Bei vielen blitzten Tränlein in den Augen.

Da brach Kolja begeistert in den Hochruf aus:

»Es lebe Karamasoff!«

»Und ‚ewiges Gedenken‘ dem toten Knaben!« fügte Aljoscha mit Gefühl wiederum hinzu.

»Ewiges Gedenken!« fielen die Knabenstimmen ein.

»Karamasoff!« rief plötzlich Kolja. »Ist es wahr, was die Religion sagt, daß wir von den Toten auferstehen und uns alle wiedersehen werden, alle, auch Iljuschachen?«

»Bestimmt werden wir auferstehen, bestimmt werden wir uns wiedersehen, und freudig werden wir uns gegenseitig alles erzählen, was wir erlebt haben«, antwortete halb lachend, halb begeistert Aljoscha.

»Ach, wie wird das schön sein!« entfuhr es Kolja ganz unwillkürlich.

»Jetzt aber machen wir Schluß mit dem Reden und gehen wir zu seinem Totenmahl. Laßt euch nicht dadurch verwirren, daß wir Pfannkuchen essen werden. Das ist ein uralter und geheiligter Brauch unserer Väter, und auch er hat sein Gutes«, sagte Aljoscha heiter. »Und nun kommt! Seht, jetzt gehen wir alle Hand in Hand!«

»Und so laßt uns ewig gehen, das ganze Leben Hand in Hand! Es lebe Karamasoff!« rief Kolja noch einmal begeistert aus, und noch einmal stimmten alle Knaben in seinen Ruf ein.

INHALT

Ein Vorwort vom Verfasser	7
-------------------------------------	---

ERSTER TEIL

Erstes Buch: Die Geschichte einer Familie

I. Fjodor Pawlowitsch Karamasoff	13
II. Der erste Sohn ward abgeschüttelt	17
III. Die zweite Ehe und die Kinder aus dieser	21
IV. Der dritte Sohn Aljoscha	30
V. Die Startzen	42

Zweites Buch: Die unschickliche Versammlung

I. Die Ankunft im Kloster	55
II. Der alte Possenreißer	62
III. Die gläubigen Weiber	75
IV. Die kleingläubige Dame	86
V. Und es geschehe also!	97
VI. Wozu lebt solch ein Mensch?	110
VII. Der Seminarist und Streber	125
VIII. Der Skandal	138

Drittes Buch: Die Lüstlinge

I. In der Dienstbotenwohnung	152
II. Lisaweta Ssmerdjaschtschaja	159
III. Die Beichte eines heißen Herzens. In Gedichten	165
IV. Die Beichte eines heißen Herzens. In Geschichten	177
V. Die Beichte eines heißen Herzens. »Kopfüber hinab«	188
VI. Ssmerdjakoff	200
VII. Eine Streitfrage	207
VIII. Beim Kognak	216
IX. Die Wüstlinge	226
X. Beide zusammen	234
XI. Noch ein vernichteter Ruf	249

ZWEITER TEIL

Viertes Buch: Wunde Stellen

I. Pater Ferapont	263
II. Beim Vater	278
III. Er läßt sich mit Schulknaben ein	285
IV. Bei Chochlakoffs	292
V. Wunde Stellen im Salon	301
VI. Wunde Stellen in der Stube	317
VII. Und in freier Luft	329

Fünftes Buch: Pro und Contra

I. Das Verlöbniß	344
II. Ssmerdjakoff mit der Gitarre	359
III. Die Brüder lernen einander kennen	369
IV. »Empörung«	384
V. »Der Großinquisitor«	401
VI. Ein vorläufig noch sehr unklares Kapitel	432
VII. »Mit einem klugen Menschen lohnt es sich zu reden«	448

Sechstes Buch: Ein russischer Mönch

I. Der Staretz Sossima und seine Gäste	461
II. Aufzeichnungen aus dem Leben des in Gott entschlafenen Einsiedlers und Priestermonches, des Staretz Sossima, zusammengestellt nach seinen eigenen Worten von Alexei Karamasoff. Biographische Aufzeichnungen	
a) Vom jung verstorbenen älteren Bruder des Staretz Sossima	467
b) Von der Heiligen Schrift im Leben des Staretz Sossima	473
c) Erinnerungen des Staretz Sossima an sein Jünglingsalter und an die Jugendjahre seines weltlichen Lebens. Das Duell	482
d) Der geheimnisvolle Gast	492

III. Aus den Gesprächen und Belehrungen des Staretz Sossima

e) Einiges über den russischen Mönch und seine mögliche Bedeutung	511
f) Einiges über Herren und Diener und darüber, ob es Herren und Dienern möglich ist, geistig einander zu Brüdern zu werden	515
g) Über das Gebet, über die Liebe und über die Berührung mit anderen Welten	521
h) Kann man Richter sein über seinesgleichen? Über den Glauben bis ans Ende	525
i) Von der Hölle und dem höllischen Feuer — eine mystische Betrachtung	528

DRITTER TEIL

Siebentes Buch: Aljoscha

I. Der Verwesungsgeruch	535
II. Solch ein Augenblick	552
III. Das Zwiebelchen	561
IV. Die Hochzeit zu Kana in Galiläa	586

Achtes Buch: Mitja

I. Kusjma Ssamssonoff	593
II. Ljagawj	608
III. Die Goldgruben	618
IV. In der Dunkelheit	635
V. Der plötzliche Entschluß	643
VI. »Ich komme angefahren!«	666
VII. Der Erste und Unbestrittene	678
VIII. Rausch	701

Neuntes Buch: Die Voruntersuchung

I. Der Anfang der Laufbahn des Beamten Perchotin	721
II. Der Alarm	731
III. Der Gang der Seele durch das Fegefeuer Erstes Purgatorium	740
IV. Zweites Purgatorium	754
V. Drittes Purgatorium	765
VI. Der Staatsanwalt fängt Mitja ein	782
VII. Mitjas großes Geheimnis. Er wird ausgepiffen	793
VIII. Die Aussagen der Zeugen. »Das Kindichen«	810
IX. Wie Mitja abgeführt wurde	824

VIERTER TEIL

Zehntes Buch: Knaben

I. Kolja Krassotkin	833
II. Kindsköpfe	840
III. Schulbuben	849
IV. Shutschka	861
V. An Iljuschas Bettchen	873
VI. Frühreife	896
VII. Iljuscha	905

Elfte Buch: Der Bruder Iwan Fjodorowitsch

I. Bei Gruschenka	911
II. Das kranke Füßchen	926
III. Das Hexlein	941
IV. Die Hymne und das Geheimnis	950
V. »Nicht du, nicht du!«	971
VI. Das erste Wiedersehen mit Ssmerdjakoff	980
VII. Der zweite Besuch bei Ssmerdjakoff	996
VIII. Der dritte und letzte Besuch bei Ssmerdjakoff	1011
IX. Der Teufel. Iwan Fjodorowitschs Alptraum	1035
X. »Das hat er gesagt!«	1064

Zwölftes Buch: Der Justizirrtum

I. Der verhängnisvolle Tag	1073
II. Die gefährlichen Zeugen	1083
III. Das ärztliche Gutachten und das eine Pfund Nüsse	1097
IV. Das Glück lächelt Mitja	1105
V. Die plötzliche Katastrophe	1118
VI. Die Rede des Staatsanwalts. Die Charakteristik	1133
VII. Der Überblick	1148
VIII. Die Abhandlung über Ssmerdjakoff	1157
IX. Psychologie mit Hochdruck. Die daherjagende Troika. Das Finale der Rede des Staatsanwalts	1173
X. Die Rede des Verteidigers. Ein Stab hat zwei Enden	1191
XI. Das Geld war garnicht vorhanden. Eine Beraubung hat garnicht stattgefunden	1198
XII. Und auch ein Mord liegt nicht vor	1207
XIII. Der Ehebrecher im Geiste	1219
XIV. Die Bäuerlein stehen für sich ein	1231

EPILOG

I. Pläne zu Mitjas Rettung	1242
II. Für einen Augenblick ward die Lüge Wahrheit	1250
III. Iljuschas Beerdigung. Die Rede bei dem Stein	1261

ANHANG

Nachwort	1277
Anmerkungen	1287
Verzeichnis der Namen	1296

44 - 94 L2j-

71-2

113-4

147

373

374!

380

382

387 f.

396! - Tabebu

408

414

575-6 - Judo Galun 584

1059 - Ereignis - Tempel

1060 - "Likai"

01-23 ECO STD



8 032919 996824

www.colibrisystem.com



LDPE